

## Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau-Anhalt.

(Hierzu Tafel I bis VI.)

**E**ntdeckung. Wenn man von Lindau aus die Chaussee nach Loburg benutzt, kommt man nicht weit von Lindau an eine Stelle, wo die bis dahin nordwestliche Straße umbiegt nach der rein nördlichen Hauptrichtung. An der Spitze dieses Winkels zeigt ein Kilometerstein die Zahl 11,4, d. h. es sind also von Zerbst aus bis hierher 11,4 Kilometer. Das macht von Lindau aus etwa 2,5 Kilometer. Biegt man nun hier im spitzen Winkel nach Süden zu um, auf einer alten Straße, die mit der weiter nach Loburg führenden nördlichen eine gerade Linie bildet, so steht man nach ein paar hundert Schritt vor zwei Siedelungen, zuerst der Niemansschen Ziegelei und unmittelbar dahinter einem neuen schmucken Forsthause, das mitten in einem wohlgepflegten Garten uns freundlich grüßt. Wer genauer Bescheid weiß, erkennt auch noch zwischen beiden ein gut Teil von dem alten „Jagdschloß“. Eine Inschrift am Giebel des Forsthauses „F. H. v. A. 1891“, d. h. Friedrich Herzog von Anhalt, belehrt uns über das Jahr der Erbauung desselben. Das Ganze heißt „die Sorge“ oder gewöhnlicher noch „die neue Sorge“ zum Unterschied von „der alten Sorge“, einem Vorwerk der Herzoglichen Domäne, das auch an der Loburger Chaussee ein wenig weiter nach Norden liegt. Die Försterei Sorge untersteht der Oberförsterei Lindau und beide der Herzoglichen Hofkammer, welcher die Verwaltung des Privatvermögens Sr. Hoheit des Herzogs obliegt.

Im Frühjahr 1900 wurde Herrn Förster Riecke, der seit wenigen Jahren Forsthaus Sorge bewohnt, ein eben abgeholztes und vordem mit hohen Kiefern bestandenes Stück Land, das nach Süden an seinen Hausgarten grenzt, zur Erweiterung desselben überwiesen. „Um den Akkordsatz festzustellen,“ erzählte er mir, „steckte ich mir eine Fläche von 20 Quadratmetern ab, um diese selbst zu rajolen. Hierbei stieß ich gleich beim ersten Meter auf die erste Urne, die vollständig erhalten herausgehoben wurde. Es war eine schwarze mit Mäander-

verzierung. Ich rajolte sorgfältig weiter und legte auf diesen 20 m 16 Urnen frei. Hierauf erstattete ich Meldung bei meiner Behörde, der Herzoglichen Hofkammer in Dessau. Das geschah am 20. Juni 1900. Darauf bekam ich am folgenden Tage die telegraphische Weisung, vorläufig aufzuhören.“

Die Herzogliche Hofkammer hat dann in dankenswertester Fürsorge für wissenschaftliche Ausbeutung des so entdeckten Gräberfeldes die Mittel zur weiteren Ausgrabung und Bergung der gewonnenen Schätze bereitgestellt. Es sind dann rund 500 Beisetzungen gehoben: die weitaus umfangreichste Ausgrabung vorgeschichtlicher Sachen in Anhalt.

Bergung. Nachdem einige Zeit vorher Herr Geh. Bergrat Lehmer und Herr Professor Dr. Wäschke (jetzt Archivrat in Zerbst) aus Dessau an Ort und Stelle sich über die Verhältnisse orientiert hatten, erhielt ich am 2. November 1890 durch Herrn Oberforstrat Freiherrn von Gleichen die Aufforderung, die ganze Sache in die Hand zu nehmen. Trotz schwerer Bedenken sagte ich zu, hauptsächlich in der Erwägung, daß sonst kaum jemand in der Lage sei, die nicht ganz kleine Mühewaltung dabei zu übernehmen, und daß dann die zu erhoffende Ausbeute unwiederbringlich verloren sei. Gerade die Eigenart des Platzes als eines Kreuzungspunktes uralter, fernhin sich erstreckender Wege ließ mich aufmerksam sein. Ich hatte auch sofort beim Aufheben des ersten Scherben, den ich sah, erkannt, daß es sich um die Zeit kurz nach Christi Geburt handle, da ich gerade einen solchen mit der mäanderartigen Verzierung erfaßt hatte. Erst später hat sich ja herausgestellt, daß auch die früher liegende La-Tène-Zeit in Frage kam. Aber gerade die ersten Jahrhunderte nach Christo bieten für unsere Gegend interessante Fragen, die noch der Lösung harren. Indessen habe ich früher noch nicht Gelegenheit gehabt, mich eingehender mit Sachen aus der provinzial-römischen Zeit zu beschäftigen. Die bisherigen vorgeschichtlichen Gegenstände, deren Bearbeitung ich aus sachlichen Gründen nicht wohl abweisen konnte, hatten mich in viel frühere Zeiten geführt. Auch das kam in Betracht, daß, nachdem bis in die vorgerückte Jahreszeit gegen Mitte November gegraben war, manche vielleicht wertvolle Beobachtung nicht mehr zu machen war. Es war nur in allerdings dankenswerter Weise dafür gesorgt, daß die Urnen, die einigermaßen erhalten zu Tage kamen, unausgeschüttet aufbewahrt blieben und auch die Scherben und Beigaben sorgfältig aufgehoben wurden, die in keiner zusammenhängenden Masse gehoben waren. Auch hatte Herr Förster Riecke sich der Mühe unterzogen,

darüber Aufzeichnungen zu machen. Er benachrichtigte mich später, er habe dabei den Urnen die Nummern 1—51 gegeben. Als ich daher aufgefundene Urnen, die bis auf wenige Stücke unausgeleert waren, Ende Januar 1901 in meine Wohnung bekam, habe ich, da nur einige wenige von diesen Gefäßen eine Nummer trugen, und der Herr Förster ausdrücklich geschrieben hatte, ich möchte fortfahren mit No. 52, auch so gehandelt.

Die von mir in meiner Wohnung geleerten und untersuchten Sachen tragen die Nummern 52—170.

Am 1. Juni 1901 erhielt ich nachträglich eine größere Menge bereits geleerter Urnen bezw. Scherben; diesen habe ich dann selbständig die Nummern 1—51 gegeben, weil Konfusion entstanden war.

Vom 10. Juni 1901 ab habe ich dann 5 Wochen lang, jede Woche 3 Tage, von morgens bis abends, ohne zu Mittag nach Hause zu gehen, bei den Arbeitern gestanden, habe die Grabungen geleitet und so genau als möglich beobachtet. Es wurde erst aufgehört, als anzunehmen war, daß wir nichts mehr finden würden, bezw. als die noch stehenden Bäume der Grabung ein Ziel setzten.<sup>1)</sup> Es wurden 6 Leute beschäftigt. Herzoglicher Hofkammer erlaube ich mir ehrerbietigsten Dank zu sagen, daß sie durch liberalste Übernahme der Kosten die Sache der Wissenschaft hochherzig unterstützt hat.

Ich möchte auch nicht unterlassen, gleich an dieser Stelle Herrn Förster Riecke Dank zu sagen für die geschickte und eifrige Unterstützung, die er mir hat zu teil werden lassen. Es waren ja anfangs gewisse Mißverständnisse zu überwinden, aber nachdem die Art und Richtung meiner Bestrebungen bei den Ausgrabungen von ihm erkannt und anerkannt war, kann ich nur mit lebhaftem Danke seiner freundlichen und zuvorkommenden Bestrebungen, mir beizustehen, gedenken.

Die während der 5 Wochen vom 1. Juni 1901 ab gehobenen Urnen, für deren Beschreibung ich also nach allen Seiten selbständig die Verantwortung übernehme, tragen die Nummern 171—388.

Die Nummern 389—457 sind dann noch später bei gelegentlichen Ausgrabungen in dem Garten des Herrn Försters Riecke, soweit er nicht mit Obstbäumen besetzt war, zu Tage gekommen, und zwar im Herbst 1901 bis Frühjahr 1902. Im Sommer 1902 habe ich die Ausschüttung des noch nicht sofort Bewältigten und des später Gefundenen in den Lokalitäten des früheren Forsthauses Sorge vorgenommen.

---

<sup>1)</sup> Auch bei der späteren Rodung der betr. Bäume ist nach Aussage des Herrn Försters Riecke nichts weiter zutage gekommen.

Auf einem ganz neuen Fundorte „am Eiskeller“, nördlich von der eigentlichen Stelle und durch einen breiten Zwischenraum getrennt, sind im Frühjahr 1903 noch zwei Urnen (No. 458 u. 459) entdeckt, von denen jedoch nur eine erhalten war; beide ohne Beigaben. So nach Mitteilung des Herrn Försters. Die erhaltene hat etwa die Form von No. 101.

Für meine Person habe ich mich bemüht, möglichst sorgfältig zu beobachten und besonders auch beim Ausschütten keinen Gegenstand gering zu achten. Auch die Scherben jeder Beisetzung sind gereinigt und in ein offenes Pappkästchen gesammelt, das mit einer Nummer versehen wurde. Zum späteren Wegwerfen ist ja immer noch Gelegenheit.

Örtlichkeit. Es war ein etwa achtzigjähriger Kiefernbestand unmittelbar am Forsthaus Sorge, der niedergehauen war. Von weitem gesehen, hatte dieser eine Landmarke gebildet. Hier wurde rajolt und dabei fand die Aufdeckung der Urnen statt. Daß dabei, wenn, wie es durchgängig der Fall war, die Urnen ohne Steinschutz beigesetzt waren, auf ganze Gefäße nur in ganz geringem Maße zu rechnen war, ist einleuchtend; denn auf einem Platze, wo so viele Jahrhunderte Bäume gewachsen und gerodet waren, mußten tönerner Gefäße beschädigt sein, die so schwach gebrannt waren, wie die vorgeschichtlichen es sind. Aber auf der anderen Seite, Ackerland hätte kaum Spuren bewahrt.

Wenn man auf dem Urnenfeld steht, hat man hinter sich in Massen noch tiefen Wald. Nach Süden und Norden springt er seitwärts ein wenig vor. Dagegen nach Osten wird der Blick durch eine weite Aussicht gefesselt. Wir merken, wir stehen auf einem nach Osten zu abfallenden Gelände. Dort unten in der Tiefe liegt die Stadt Lindau mit ihrer alten Burg und der Kirche dicht daneben; links davon prächtiger Laubwald, der die Landschaft bis nach uns zu begrenzt. Rechts kommt aber aus der Gegend von Lindau fast auf uns zu ein Eisenbahnzug: er fährt auf einer Weltlinie, es ist die Bahn Berlin-Metz. Hinter Lindau erhebt sich das Land wieder ein wenig. Dort immer weiter hin nach Osten, man kann auch sagen nach Nordosten hin, zieht sich der Fläming, immer höher werdend bis Belzig und dann wieder abflachend ganz allmählich bis Brandenburg und Berlin. Ein unscheinbarer Höhenzug, aber er hat's in sich. Denn dort rechts, wenige Meilen nach Süden von seiner Mittellinie, ist die Elbe an ihn herangekommen, Durchlaß begehrend. Er zwingt sie aber, an seinem Rande entlang einen Weg zu suchen und gestattet

ihr erst Durchlaß, nachdem sie sich durch die Mulde, gerade rechts von unserem Standpunkt, und durch die Saale, ein wenig weiter nach unten, verstärkt hat. Bei Barby und Dornburg fließt sie dann befriedigt dem Ziel ihrer Sehnsucht zu, dem Meere im Norden. Wer nach Osten will, wird da im Süden nicht ziehen. Er muß ja erst die Saale und dann die Mulde in ihrem unteren Laufe überwinden. Nördlich vom Fläming aber beginnt unmittelbar an seinem Abhang die große Niederung, die allenthalben weglose Sümpfe bildet. Auch da geht's nicht nach Osten. Wohl aber bietet der Kamm des Flämings gangbare Straße, besonders, da seine Gewässer nicht wie der Regen senkrecht zum Dachfirst nach Norden und Süden, sondern nach Westen fließen. Nur da unten vor uns im Grunde bei Lindau stauen sich die Bäche — man sagt aber hierbei uns nicht Bäche, sondern Nuthen —, denn von uns aus hier auf der Sorge dacht ja sich das Land ab. Wir stehen in der Tat auf einer westlichen Vorhöhe des Flämings, die in kegelförmiger Form sich nach allen Seiten abdacht. Auf ihrem flachen Gipfel liegt Leitzkau, das darum nach allen Seiten hin die Gegend beherrscht. Hier in Leitzkau sammelten die ersten Kaiser aus dem sächsischen Hause ihre Truppen,<sup>1)</sup> wenn sie vom Nordabhang des Harzes aus in das östliche Slawenland jenseits der Elbe ziehen wollten. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir die Bodengestaltung ins Auge fassen, daß sie, auch wenn sie in Magdeburg waren, erst an der Elbe hoch gingen, um in Leitzkau zu ihren Truppen zu stoßen. In dem nahen Dornburg mit seiner inselartigen Lage war der passendste Elbübergang. Wer Dornburg hatte, hatte auch festen Fuß gefaßt am östlichen Ufer. Darum war Dornburg auch unter Otto I. kaiserliche Pfalz. Wir finden also hier in der frühen geschichtlichen Zeit eine stark in Anspruch genommene Straße, die wir geradezu als die Hauptstraße in das östliche Slawenland bezeichnen dürfen. Wenn wir aber unsere Station Sorge an derselben ansehen, so bemerken wir, daß sie, soweit Geschichtliches darüber feststeht, nicht mit Leitzkau oder Loburg oder Zerbst verbunden war, sondern mit Lindau. Der Weg von Dornburg-Leitzkau nach Osten führte über Lindau. Da war es kein übler Gedanke, den Herrn von Lindau zum Besitzer des westlichen Landstrichs zu machen. Lindau sicherte den Übergang über die Nuthe, wie Dornburg den über die Elbe für die von Westen Kommenden. Hier in Lindau stauten sich die Nuthen und bildeten weite Sumpfflächen, die nur von Süden aus den Zugang zur Burg

---

<sup>1)</sup> Vgl. Wernicke, Kreise Jerichow, S. 129.

gestatteten. Nach Süden aber wurden die Wässer gezwungen, zu fließen in einer Niederung zwischen der Leitzkauer Vorhöhe und dem eigentlichen Fläming. So stellt sich unsere Station Sorge als die letzte dar vor dem schwierigen Übergang über die Nuthe, von der aus man die Frage, ob oder ob nicht weiter, zu lösen hatte, wenn diese überhaupt aufgeworfen werden mußte.

Daß aber diese frühgeschichtliche Straße auch als solche für die Vorgeschichte anzunehmen ist, dürfte von vornherein keinem Bedenken unterliegen, schon wegen der zwingenden Bodenbeschaffenheit. Wir haben aber auch bestimmte Zeugen dafür. In Lindau selbst, sowie östlich davon bei Deetz, das ungefähr eine Stunde von Lindau nach Osten liegt, sind bemerkenswerte Depottfunde gemacht. Am 17. August 1822 wurden auf einem Ackerstücke, 1200 Schritt von Deetz entfernt nach Badewitz zu, unter einem 8 Fuß langen und 6 Fuß breiten Feldsteine, als er zu Bauzwecken gesprengt werden sollte, folgende Bronzesachen entdeckt: „42 Streitsicheln oder Messer, 7 Spieße, 5 Streit-hämmer oder Beile (Kelte), 7 verschieden geformte und verzierte große Ringe und 3 Stück rohes Metall, alles zusammen fast 20 Pfund schwer.“ (Näheres Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. I, 171, 12.) Als Hosäus in Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. IV, 543 unter den Sachen der Großkühnauer Sammlungen unter No. 612—616 diesen Fund erwähnt, fügt er, m. E. wohl begründet, folgenden Satz hinzu: „Bei der Verschiedenartigkeit der Gegenstände ist zu vermuten, daß dieselben vielleicht früher (von einem Händler?) hier versteckt worden sind.“ Noch beweisender ist der Lindauer Bronzefund, den Hosäus am angeführten Orte IV S. 539 unter No. 131 in der Großkühnauer Sammlung mit folgenden Worten beschreibt: „Vierzehn Stück Rohbronze in Barren, gefunden 1863 beim Neubau einer Scheune im Gehöfte des Ackerbürgers Witte in Lindau, 2 Fuß unter der Erde, vielleicht Überbleibsel aus einer alten Werkstatt.“ Hosäus will dann diesen Fund einfügen als Glied einer Kette von Bronze gießereien, die auf eine Straße hinweisen von Rügen südwärts nach dem Brenner und der Etsch. Das scheint mir verfehlt.<sup>1)</sup> Wenn auch das an sich richtig ist, daß auf eine Straße geschlossen wird, so möchte ich doch vielmehr eine solche in der Richtung Dornburg, Leitzkau, Lindau weiter nach dem Osten hierdurch angedeutet finden. Unmittelbar an dieser Straße liegt auch der Grab-

<sup>1)</sup> Daß unser Platz allerdings gewisse Beziehungen hat zu der Elbe als uralter Straße vom Süden nach dem Norden, auf der das mykenische Gold und das kyprische Kupfer gegen das sächsische (auch englische) Zinn und den nordischen Bernstein ausgetauscht wurde, werden wir später zu erörtern haben.

fund aus der späteren Bronzezeit, den ich in „Unser Anhaltland“ II, S. 55 besprochen habe. Er zeigt zwei doppeltkonische Urnen, die so charakteristisch sind für die spätere Bronzezeit, oder wie ich nach meinen Erfahrungen lieber sagen möchte, die Steinkistenzeit, und zwei andere vom Lausitzer Typus, sowie eine sehr schöne kurze Speerspitze und, was besonders wichtig ist, eine eiserne Nadel von 6—7 cm Länge mit Gewinde am Kopfe. Eisen in Steinkistengräbern ist äußerst selten und auch nur zu kleineren Schmucksachen verarbeitet, also als seltenes Metall behandelt. Aus Deetz selbst stammt ferner eine Bronzefibel in der stattlichen Größe von 23 cm. Schuh und Kopf bilden zwei Scheiben, aus Bronzedraht zu Spiralen zusammengewunden, von etwas über 5 cm Durchmesser. Die Nadel hat am Kopfe zwei Querbalken und der Bügel ist „tordiert“. (Vgl. Verhandlungen d. Berl. Anthrop. Ges. 1892, S. 358. „Schildfibel“ nach Tischler; vgl. auch Lindenschmit, Das Altertum und seine Vorzeit I, IX, Taf. 3 No. 1.)

Ebenfalls am Wege nach Deetz hat ein Arbeiter Kupath, der Kirchenacker dort gepachtet hatte, aber näher nach Lindau zu, als der Ort des oben erwähnten Fundes, öfter Urnen ausgegraben. Endlich auf unserem Gottesacker, der ebenfalls am Wege nach Deetz liegt, habe ich mehrfach im nördlichen Teile bei ausgeworfenen leeren Gräbern die Spuren von Wohnstätten gefunden. Sie gaben sich kund durch eine intensiv schwarze, etwa handbreite, horizontale Erdschicht, die auch wohl auslief in schräger Richtung nach oben und durch Urnenscherben, welche in dieser schwarzen Schicht lagen. Leider fand sich weiter nichts darin. Das Ackerstück unmittelbar an der nördlichen Seite des Gottesackers heißt Oelpfuhl (= Egelpfuhl). Pfuhl nach unserem Ortsgebrauch heißt ein kleiner Teich. Da haben wir das Wasser, dessen unmittelbare Nähe erste Bedingung für Anlegung eines Wohnplatzes war.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Von anderen vorgeschichtlichen Fundstellen bei Lindau sind mir folgende bekannt geworden: 1. Auf den „schwarzen Bergen“ westlich der Nuthe unmittelbar hinter der Bahn. Der Handelsmann Brandt hatte vor ein paar Jahren bei einem hiesigen Kaufmann Scherben von dort her für mich niedergelegt. 2. Auf den „Gänsemathen“ bei Kuhberge. S. Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. VII, 232. 3. Am Teufelsstein im Gehege. 4. Etwa 400 Schritt davon im Pflanzgarten. Hier wurde Frühjahr 1894 auch eine römische Münze aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. (Vespasian) gefunden, die im Herzogl. Münzkabinett zu Dessau aufbewahrt wird. Später sind mir Scherben eines dickwandigen, rotgelben, vollständig rauhen Gefäßes durch Herrn Hilfsjäger Kitzing als von dort her stammend übergeben. 5. Westlich von Lietzo in der Nähe der alten Dorfstelle. Frau Götz

Wenn uns aber die Betrachtung der Örtlichkeit unseres Friedhofes von Forsthaus Sorge darauf geführt hat, unser Augenmerk auf eine wichtige Straße von Südwesten nach Osten (Nordosten) zu richten, die in der Vorzeit gerade hier hindurchgehen mußte, so habe ich weiter eine Nachricht nicht außer acht lassen dürfen, die die Anwesenheit der Römer in Deutschland angeht. Ein Teil unseres Friedhofes ist in der ersten Zeit nach Christo belegt. Herr Dr. Jacobs-Wernigerode erwähnt nicht bloß in seiner Geschichte der Provinz Sachsen das bekannte Umkehren der Römer am Ufer der Elbe, sondern auch ein Überschreiten derselben. Auf meine Bitte um nähere Angaben hat er die Güte gehabt, mir Folgendes zu schreiben: „Drusus zieht 9 v. Chr. gegen die Cherusker und kam über die Weser bis zur Elbe. Der Übergang mißlang, doch errichtete er Siegesmale und trat den Rückzug an (Dio LV, 1 u. Sueton, Claud. 1). Durch die Erscheinung eines barbarischen Weibes von übermenschlicher Größe dazu genötigt — das Weib sagt ihm sein nahes Ende voraus —, tritt er den Rückzug an. — L. Domitius, Cneji filius Ahenobarbus. Nach seinem Konsulate, wahrscheinlich 6 ff. vor Christo, drang Domitius als Nachfolger des Tiberius in Germanien ein, zog bis über den Elbstrom, so tief, wie vor ihm niemand; wurde dafür mit Triumphzeichen belehnt. Tacitus, Annal. IV, 44; vgl. I, 63; Sueton, Nero IV.“ Es ist mir nun nicht gerade auffällig gewesen, daß die bekanntere Sache mit dem aufgegebenen Versuche des Drusus, die Elbe zu überschreiten, ausdrücklich mit unserer Straße Leitzkau-Lindau in Beziehung gebracht ist. Vgl. Unser Anhaltland I, S. 458 Anm., wo auf Mitt.

---

in Lindau, deren Vater eine Baumschule zu verwalten gehabt hat, sagte mir, derselbe hätte öfter eine Urne der Erde entnommen, um sie als Waschgefäß zu benutzen, wenn er dort seiner Pflicht nachging. — Hosäus führt Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. S. 530 ff. als gefunden in der Nähe von Lindau und aufbewahrt in Groß-Kühnau folgende Sachen an: No. 76 u. 77 Steinhämmer, im Wasser bei Lindau gefunden 1861, „eigentümliche Form“; No. 108 a u. b in der Nähe von Lietzo 1867; No. 111—114 zwei desgl., bei Lietzo 1865 gefunden, aus Diabas und Feuerstein, nebst einer Lanzenspitze aus Feuerstein und zwei sphäroiden, in der Mitte durchlöcherten Tonkörperchen; No. 371 ein Steinkeil, 26 cm (Glimmerschiefer), sehr zerfressen, gefunden bei Lindau in der Mitte von Aschenkrügen 1863. — Bronzesachen: No. 147 Bruchstück einer Lanzenspitze, gefunden bei Lindau 1861; No. 283 Bronzestücke aus einer Urne, gefunden 1863 zwischen Lindau und der Sorge; No. 291 Drahring, gefunden in Lindau 1862; No. 540 kleine vasenförmige Urne, inliegend ein Amulett (?) aus Ton und ein Henkel, 8 cm hoch, gefunden bei Lindau 1876. — Danach war die Umgegend von Lindau mindestens seit der späteren Bronzezeit ziemlich dicht besiedelt.

d. anh. G.-V. IV, 540 und Wiggert verwiesen wird. Jacobs sagt ja auch (Provinz Sachsen, S. 3): „Domitius Ahenobarbus überschritt die Elbe etwa zwischen Magdeburg und Wittenberg.“ Da hat es denn nahe gelegen, bei unserem Friedhof anzufragen, ob er uns nicht Auskunft geben könne, ob die Römer unter Domitius nicht auch hier gelagert haben; allein er hat geschwiegen, soviel Mühe ich mir gegeben habe, ihn gerade dieser Frage gegenüber zum Reden zu bringen.

Aber etwas anderes gehört auch in den Abschnitt Sorge als Station einer Hauptstraße von Westen über die Elbe nach Nordosten, d. i. ein Name eigentümlicher Art. Im allgemeinen wird man ja von vornherein darauf verzichten müssen, bei vorgeschichtlichen Fundstätten, sofern sie nicht etwa in unmittelbarer Nähe einer noch bestehenden Ortschaft liegen und der Name derselben vielleicht in die Zeit der Vorgeschichte verweist, einen Namen festgehalten zu finden, der bis auf unsere Tage reicht. Hier ist es aber aller Wahrscheinlichkeit nach doch der Fall. Damit meine ich aber nicht den Namen Sorge. Mag „Sorge“ herzuleiten sein von dem keltischen sorchan = ruhen, (Sorge: „ein abgelegenes Vorwerk, damit das Vieh dort zur Mittagszeit ruhen und fressen kann, ohne den weiten Weg auf das Hauptgut zu machen“); oder aus dem gotischen saurga, ahd. suorga, suuorga = sworga, davon auch soroga, soraga, sorga in dem Sinne von Kummer, Beschwerde, abgeleitet „suwâr, sowâr, swâr“ = schwer, drückend, lästig, nur daß in dem Ortsnamen Sorge die Beschwerung durch die Arbeit bezw. Leitung eines wirtschaftlichen Betriebes ins Auge gefaßt ist, sodaß sich die Bedeutung ergibt: „Arbeitsstätte, wo man etwas zu ‚besorgen‘ hat“ (Mitt. d. Ver. f. Erdk. 1888, S. 81f.); mag es endlich „eine volksetymologische Bildung aus Zarge sein und lediglich den Buschrand und Waldessaum, den äußersten Rand am Walde, bedeuten“ (Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. XVI, S. 211), so viel scheint mir sicher, daß der Name Sorge erst in neuerer Zeit auch bei uns entstanden ist, wie das Größler von anderen Gegenden nachgewiesen hat. Im herzoglichen H- und St.-Archiv zu Zerbst konnte mir als ältestes Schriftstück, das sich auf die Sorge bezieht, nur ein „Lindauisch Inventarium Anno 1585“ vorgelegt werden, das ein „Vorwerk Newe Sorge“<sup>1)</sup> aufführt. Jedenfalls entstand dies Vorwerk Sorge, als mit dem Aussterben der Grafen von Lindau 1524 deren Grafschaft an Anhalt fiel. Mit der Freude am neuen Besitz kam, wie das gar nicht ausbleiben konnte, auch neue Lust am

<sup>1)</sup> Ist also das gemeint, was jetzt „Alte Sorge“ heißt, während der Name „Neue Sorge“ auf Ziegelei und Forsthaus Sorge erst später übergegangen ist.

Ausbauen desselben und da sind eine ganze Reihe Neugründungen, wie außer der Sorge nachweislich Buhendorf, Nedlitz, Reuden etc. entstanden. Nein, nicht der Name Sorge ist es, auf den ich hinzuweisen habe, als auf einen, der vermutlich mit dem Urnenfriedhof in irgendwelcher Weise zusammenhängt, sondern der Name Toltenau, auch Toltenow gesprochen. Dicht neben der Ziegelei Sorge führt ein Fahrweg von Lindau noch Leitzkau, der noch heute ganz bekannt ist als der „Toltenauer Weg.“ Etwa 3—400 Schritt vom Waldesrande entfernt, liegt unmittelbar links am Wege der Forstort Toltenau, zwischen Jagen 32, 33 und 38, 39. „Die also genannte Altenauer (falsch, muß heißen: Toltenauer) Breite zu 3 ad 4 Wispel (Aussaat) ist wüste.“ 1681. So nach gütiger Auskunft Herz. Hofkammer auf Grund von Hofk.-Arch. Dessau, Abt. Dom. und Forsten, Cap. II Lit. LV, No. 1. Sie wurde als Dienstacker der Forstbeamten bis zu Oberförster Scheeles Zeit benutzt, der sie anpflanzte und andere Äcker zur Bebauung erhielt. Der alte Arendt, Sohn eines Forstwärters, bezeichnete mir dann die Stelle unseres Urnenfriedhofes als Toltenauer Berg. Während nun ganz in der Nähe andere festgehaltene Namen, wie Kassin, Lütken-Kleps, auch Prosekahl, Riessen, u. a. auf um 1400 herum verlassene Dörfer wiesen, habe ich von Toltenow einen solchen Nachweis nicht finden können. Das Register des v. Heinemannschen Cod. dipl. Anh. enthält diesen Namen nicht, auch sonst habe ich ihn nicht finden können. Der Name kann aus Todtenau mundgerecht gemacht sein. „Todtenau“ wäre ziemlich häufig, sagte mir Herr Dr. Seelmann-Alten. Aber wo ich den Namen hörte, wurde „Toltenau“ ohne Artikel gesprochen, obwohl man hier von der Vorstadt in Zerbst fast nur redet als von „dem“ Ankuhn, und statt Nutha sagte „zur Nuth“ etc. Würde Toltenau auf Todtenau zurückgehen, so würde man das Geschlechtswort erwarten müssen. Hier liegt es näher, die Silbe Sold (bezahlen) im Stamme anzunehmen und Toltenau als Ort der Betolten = Bezahlten (= Söldner) zu erfassen. Dann würde in der Urzeit in Toltenau eine bewaffnete Begleitmannschaft der reisenden Kaufleute ihren Sitz gehabt haben, die den mittelalterlichen Geleitmännern derselben entsprächen. Doch stelle ich das nur zur Erwägung. Anspruch, in Namendeutung maßgebend zu sein, mache ich nicht. Nur das glaube ich als sicheres Ergebnis dieser Untersuchung herausheben zu dürfen: Hat sich der Name Toltenau so viele Jahrhunderte im Volksbewußtsein festgehalten, auch ohne daß ein Dorf oder Stadt daselbst war, so muß sich eine Erinnerung von größerer Bedeutung an

diese Stelle geknüpft haben. Diese Erinnerung bringe ich ohne Bedenken in Beziehung zu unserem Urnenfriedhof und hoffe, daß meine weiteren Darlegungen das rechtfertigen werden.

Soviel über die Örtlichkeit unseres Urnenfriedhofes als Punkt an der Straße vom Elbübergang in der Mitte dieses Flusses nach Osten zu. Aber beide Häuser, sowohl die Ziegelei wie das Forsthaus, stehen jedes mit seiner Front dicht an einer anderen größeren Straße, die erst seit einigen Jahrzehnten durch Anlegung einer anders gelegten Chaussee ihre uralte Bedeutung verloren hat, d. i. die Straße zwischen Magdeburg und Zerbst. Zerbst muß eine bis in die Vorzeit reichende Bedeutung gehabt haben. Seine erste Erwähnung 1007 zeigt es uns schon als besonders erwähnenswerte Stadt. Wahrscheinlich war es hervorragende heidnische Kultusstätte. Das Christentum durfte nur zaghaft einziehen. Das Frauenkloster wurde z. B. zuerst nicht in die Stadt, sondern in den Ankuhn angelegt, um erst später, nachdem man sich mit seinem Wesen vertraut gemacht hatte, nach der Stadt selbst verlegt zu werden. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten sagten die Leute in Möckern, Gommern und Umgegend: Wir wollen nach der Stadt, und meinten damit Zerbst. So ist mir für gewiß erzählt. Da liegt denn unser Sorgenfriedhof an dem Kreuzungspunkte zweier uralten bedeutenden Straßen. Wenn daher Herr Niemann, der Besitzer der Ziegelei Sorge, noch jetzt an schönen Tagen Gäste bei sich sieht, die ein Glas Bier bei ihm trinken, so ist das leicht zu verstehen als Fortsetzung einer früheren bedeutenden Gastwirtschaft. Sie war ja an einem solchen Kreuzungspunkte hier so recht an ihrer Stelle. Der alte Herr Niemann erzählt darum auch gern von vielen, auch vornehmen adligen Gästen in früherer Zeit und wie es dabei zugegangen sei. Er hat mir dann auch freundlichst als Tradition seiner Vorfahren erzählt, die Ziegelei, die er seit 1848 sein eigen nenne, sei 1440 gebaut und von Lindau, wo allerdings noch heute eine Ackerbreite, und zwar die an den Gärten hinter der südlichen Seite der grünen Straße, die Ziegelbreite heißt, verlegt auf Wunsch „der Adligen“. Das Jagdschloß Sorge nebenan sei erst einige Zeit nach dem Aussterben des Hochfürstlichen Zerbster Hauses (1793) gebaut. Der Cöthener Fürst August Christian Friedrich habe es anlegen lassen und bestimmt, es solle genau nach dem Muster des Ziegelei-Wohnhauses errichtet werden, wobei er auch geringe Abweichungen eigenhändig geahndet habe. Wenn wir uns darum Rechenschaft darüber geben wollen, welches Gebäude zuerst auf dieser Stelle gestanden habe, so wird die Antwort nichts anders lauten können, weder ein

Forsthaus noch eine Ziegelei, sondern ein Gasthaus. Und dieses Gasthaus dürfte Toltenau heißen und mit diesem Namen die uralte Tradition bis in unsere Tage gebracht haben.“<sup>1)</sup>

Art der Beisetzung. Leichenreste in Gestalt von stark zerkleinerten Knochen waren in Tongefäßen ungefähr 50—75 cm tief in die Erde eingegraben. Diese Tongefäße wiesen in keiner Weise Zeichen auf, daß sie behufs Bestattung eigens gefertigt wären. Das ist ja auch sonst bekannt. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß man Gefäße nahm, wie sie zu gewöhnlichen Zwecken der Wirtschaft im Hause vorrätig waren. War auch in unserem Falle auf der Sorge der Nachweis kaum zu führen, daß Beschädigungen an den Töpfen schon vor der Beisetzung vorhanden gewesen waren, so erinnere ich mich doch von Wilsleben her, wo ich selbst aus Steinkisten die Gefäße herausnahm, daß bereits beschädigte Töpfe unzweifelhaft zum Bergen des Leichenbrands benutzt waren. Es gibt nur zweierlei Urnen, denen die Zeichen ihrer Bestimmung aufgeprägt sind, das sind die Hausurnen, von denen auch eine in unserer Nähe auch diesseits der Elbe gefunden ist. Das ist die von den Poley-Bergen bei Tochheim. Sie ist in Großkühnau aufbewahrt. Eine zweite Art von Urnen, die man ebenfalls als eigens zu Beisetzungszwecken hergestellt ansprechen muß, sind die Gesichtsurnen, deren Verbreitungsbezirk von Pommerellen aus ausstrahlt, und die von vornherein bei uns nicht vermutet werden können. In allen anderen Fällen tragen die sogenannten Urnen, obwohl man unter diesem Namen nichts als Beisetzungsgefäße gedacht wissen will und darum Gefäße mit einem eigenartigen, ihrem Zwecke eigentümlichen Charakter vermutet, nichts Besonderes an sich.

Eine Steinkiste oder auch nur Steinsetzungen als Schutz- und Bergungsmittel der Grabgefäße fanden sich nicht vor, außer bei No. 299, wo dünne Platten rings um die Urne gesetzt waren. Wenn hin und wieder, z. B. bei No. 305 u. 308, einige Steine an der Seite oder unten

---

<sup>1)</sup> In meinen Kirchenbüchern ist 1805 und 1807 von einer Ziegelscheune „bei der Sorge“ die Rede; dagegen schon 1796 und dann 1809 und die folgenden Jahre heißt es „auf der Sorge“ und 1828 „auf der neuen Sorge“. Darin spiegelt sich das allmähliche Aufkommen des Namens Sorge für Ziegelei und „Jagdschloß“. Mit der neuen Herrschaft aus Cöthen kamen auch verschiedene Beamte von dort, die von der alten hiesigen Tradition nichts wußten und dann, wie mir auch sonst entgegengetreten ist, kraft der Autorität ihrer fürstlichen Herrschaft, neue Namen, ja angebliche Überlieferungen, dem jungen Nachwuchs auf ihre Anschauungen aufpfropften.

sich fanden, so konnte man nur an das Wort dabei denken, daß die Ausnahme die Regel bestätigt und daß in solchem Falle zufällige Gründe ohne Berücksichtigung irgendwelcher Sitte vorgelegen haben mußten. Für unsere hiesige Gegend wie auch für die Umgegend von Wilsleben im nördlichen Vorlande des Harzes darf ich das ohne weiteres als ein Stück Zeitbestimmung ansehen. Es ist damit eine Grenze nach rückwärts gegeben. Wo Urnen in Steinkisten beigesetzt sind, gehörten sie, soweit meine Beobachtung reicht, dem Ausgang der Bronzezeit zu. Als in der Nähe von Trüben zu Chausseebauzwecken an einem nordwestlich davon gelegenen Abhange Kies gegraben wurde, wurde ein Beerdigungsfeld bloßgelegt, das an der höchsten Stelle Steinkistengräber, weiter unten in unmittelbarem Anschluß daran Urnen ohne umhüllende Steine und noch weiter unten Skelettgräber, also Beisetzungen nach Aufhören der Leichenverbrennung, aufwies. (Verhandl. d. Berliner anthrop. Ges. 1892, S. 361.) Da haben wir die verschiedenen Formen der Beisetzung, wie sie bei uns die Regel bilden, in der zeitlichen Aufeinanderfolge von oben nach unten vor uns.

Soweit ich persönlich beim Ausgraben zugegen war, wurde nicht selten ein Deckelgefäß beobachtet. Es war natürlich so zertrümmert, daß es kaum gelungen ist, es zusammensetzen aus seinen Stücken. Man konnte aber erkennen, daß es eine Schüssel mit kleinem Boden und weit ausladender geschweiffter Seitenwand war. Dabei sehe ich mich genötigt, gleich vorweg zu nehmen, daß diese Beisetzungen, wo ich zugegen war, als sie gehoben wurden, der La-Tène-Zeit angehörten, also älter waren als die übrigen. Ich bitte, noch einmal erinnern zu dürfen, daß sie mit No. 171—388 bezeichnet sind. Da sich die übrigen Sachen im großen und ganzen als „provinzial-römische“ aus dem ersten Jahrhundert nach Christo mit Sicherheit bezeichnen lassen, so füge ich nur hinzu, daß die Tène-Sachen unmittelbar vorangehen der Zeit nach. Wie weit hinauf? Es hat mir allemal Vergnügen gemacht, zu vernehmen, wie sich gelehrte Herren ganz ernstlich um ein paar Jahrhunderte dabei streiten und ohne weiteres Gleichzeitigkeit annehmen auch bei den räumlich größten Verschiedenheiten. Da gehe ich nicht mit. Im übrigen darf ich wohl Bekanntschaft mit dem Ausdruck La-Tène-Zeit voraussetzen. Er will ja nur eine größere Kulturperiode bezeichnen, die unmittelbar vor der provinzial-römischen hergeht und deren Spuren gerade auch in unserer Gegend sehr stark vertreten sind, wenn auch der Name La-Tène = Untiefe wahrscheinlich von dem lateinischen tenuis, nur ein Fischerausdruck vom Neuenburger See ist.

Auf dieser Untiefe wurden zuerst die für die Tène-Periode charakteristischen Sachen entdeckt.

Von einem Deckelgefäß bei den römischen Urnen auf unserem Sorgfelde weiß ich nichts.

Sehen wir uns das Inwendige der Urnen an. Bei den älteren Tène-Sachen war die Urne in der sonst beobachteten Weise gefüllt mit zerkleinertem Gebein, mehr oder weniger bis an den Rand. Erde war nur oben darüber und etwas Weniges davon zwischen den Knochenresten. In der Knochenlage fand ich die Beigaben. Sie waren spärlich und ärmlich. Eine bestimmte Höhenlage war dabei nicht beobachtet. Außer Metallsachen fanden sich hier noch Beigefäße, und zwar in das Hauptgefäß hineingetan. Es gab aber auch sehr häufig überhaupt keine Beigaben. Bei den römischen Urnen habe ich wohl einzelne Scherben von fremden Urnen gefunden, aber kein Beigefäß. Dagegen waren hier die Metallbeigaben häufig, in einzelnen Fällen sehr zahlreich und zugleich kostbar. Silberne Sachen, die nach dem Urteil des Herrn Juwelier Altmann auch eine Beimengung von Gold hatten, waren nicht selten. Eine mir sehr auffallende Tatsache hatte ich festzustellen, daß sehr häufig die Gebeinstückchen in ganz geringer Zahl in der Urne sich vorfanden. Die eigentliche Füllmasse war Erde, bzw. Sand. Weiteres darüber später.

Die Fläche, auf der die Urnen gefunden wurden, ist ungefähr 75 m breit und 250 m lang. Die Längslinie läuft von Westen nach Osten den Abhang hinunter. Die Breitenlinie von Süden nach Norden. Nach unten zu, d. h. dem Gebiete der römischen Urnen, verbreitert sich die Fundstelle etwas mehr. Natürlich ist die rajolte Fläche größer. Das mußte geschehen, um die Grenze der belegten Stelle festzulegen. Zusammengehörige Gruppen sind nicht zu unterscheiden gewesen. Eine Strecke weit war die Grenze im Süden stärker belegt als im Norden. Diese Stelle liegt ziemlich weit oben. Da aber die Art der Beisetzung eine gewisse Bekanntschaft schon an der Oberfläche mit dem Vorhandensein einer Urne in der Erde voraussetzen läßt, so ist anzunehmen, daß auf der Erde etwa durch eine Steinsetzung die Stelle gekennzeichnet war. Mir ist ein Ort bekannt, an den noch jetzt eine äußerlich sichtbare Steinsetzung in annähernder Kreisform vorgeschichtliche Beisetzungen ergibt. Dieselbe liegt in einem Walde des Herrn Kammerherrn von Kalitzsch auf Dobritz, westlich von dem Wege, der von Nedlitz nach Dobritz führt. Man wird annehmen müssen, daß in ähnlicher Weise auch hier verfahren war.

Herr Förster Riecke erzählte mir, daß, ehe ich zugezogen war, zwei

nicht weit voneinander liegende Stellen zutage gekommen wären, die eine etwa handhohe Schicht ganz schwarzer Erde in etwa  $\frac{3}{4}$  Meter Tiefe gezeigt hätten. In der schwarzen Erde sei aber nichts bemerkt worden. Beide hätten gleichmäßig etwa anderthalb Meter im Durchmesser gehabt. Einen gleichen Fleck, an dem auch ich nichts weiter feststellen konnte, fanden die Arbeiter auch in der Mitte etwa der Fläche, die in meinem Beisein rajolt wurde. Zu Verbrennungsstellen schienen sie mir kaum genügend groß zu sein. Und doch bleibt keine andere Vermutung übrig.

Ein ganz eigenartiger Fund wurde gemacht, als die Grenze nach Süden für das ganze neu zugelegte Acker- bzw. Gartengrundstück durch eine Einzäunung gesichert werden sollte. Beim Graben eines Loches für einen Pfahl kamen ein in der bekannten Weise aufgewickeltes Schwert, eine längere verbogene Speerspitze, sowie mehrere unbestimmbare Eisenstücke zutage. Ich werde das Nähere später bringen.

Erst im jetzigen Frühjahr 1903 sind dann noch 2 Urnen an einer nicht vermutbaren abgelegenen Stelle gefunden, von denen indes nur eine erhalten war. Sie scheint noch der Tene-Zeit anzugehören. Die Stelle liegt nach Norden zu in der Nähe des „Eiskellers.“ Dort sollen, wie nachträglich mir ein Arbeiter gesagt hat, schon in früherer, weit abliegender Zeit Urnen zutage gekommen sein. Die jetzigen kamen zutage beim Aufwerfen zweier Pflanzlöcher für Koniferen. Nach Osten zu mit einer Umbiegung nach Norden konnte die Grenze nicht festgelegt werden, da hier die Fundstelle sich dicht an den früheren Forsthausgarten heranzieht und auch innerhalb desselben noch Funde aus römischer Zeit gemacht wurden. Da aber dort Obstbäume und andere Anlagen ein systematisches Ausgraben hinderten, auch keine wesentlich anderen Funde erhofft werden konnten, so mußte hier Schicht gemacht werden.

Ich möchte bei diesem Kapitel „Art der Beisetzung“ indes, ehe ich zu Weiterem übergehe, noch eine Frage allgemeinerer Art zur Sprache bringen. Es ist jedenfalls eine höchst auffällige Tatsache, daß bei der auch hier vorliegenden Bestattungsart Pietät und Impietät so miteinander verknüpft erscheinen, daß beides aus einem einzigen Beweggrunde erklärt werden muß. Die Leichenverbrennung an sich muß doch entschieden als eine Handlung der Pietät aufgefaßt werden. Das Feuer läutert und reinigt. Es ist ein Geschenk des Himmels. Die Sonne am Himmel mit ihrem Licht und ihrer Wärme bringt alles Leben in der Natur hervor. Wenn ein Mensch stirbt, haben böse, dem Leben feind-

liche Mächte Besitz vom Menschen ergriffen. Die Osterfeuer sollen helfen die dem Leben in der Natur feindlichen Mächte, die im Winter die Macht gehabt haben, zu vertreiben. Sie sind das irdische Gegenstück zu der Sonne am Himmel. So hilft das Feuer der Leichenverbrennung den Gestorbenen aus der Macht der feindlichen Gewalten zu befreien. Wie das Feuer nach oben loht, dahin zu, wo die Sonne Leben spendet, so geht das, was das Wesen des Menschen und seines Lebens ausmacht, befreit zum Quell des Lebens, zum „Himmel.“ Was nicht vom Feuer verzehrt wird, gehört darum im Grunde nicht mehr zum Wesen des Menschen. Darum kann man es ohne Verletzung der Pietät zertrümmern. Das muß man aber auch, gerade aus Pietät. Denn sonst würde das Gebein besonders in denjenigen Teilen, an denen man sonst die Persönlichkeit feststellt, am Gesicht, noch zu sehr an den lebenden Menschen erinnern und vor bösen, feindlichen Menschen leicht in den Gebeinen der Mensch selbst dem Hohn, Spott und der Verachtung; offen daliegen. Darum müssen vor allem die Schädelknochen und was dann noch gerade in ein vorhandenes Gefäß hineingeht, der Mißachtung entrückt werden. Was etwa da nicht hineingeht, wird ja wenig Anhalt bieten zur Erkennung und Lästerung einer bestimmten Persönlichkeit und mag auch bald verwesen. Es ist eine öfter hervorgehobene Tatsache, daß man besonders Schädelteile und solche von oberen Gliedmaßen herauserkant hat beim Untersuchen des Urneninhaltes.

Erhaltungszustand. Von den Tongefäßen sind verhältnismäßig wenige einigermaßen erhalten, nämlich bloß etwa 150. Auch diese würden nicht soweit unbeschädigt zutage gekommen sein, wenn nicht die Arbeiter mit vieler Sorgfalt und Geschick ihr Werk vollführt hätten. Es war ihnen allerdings für jede unversehrt gehobene Urne eine besondere Vergütung zugesichert. Das ist überhaupt der einzige Weg zur Ansichtbringung der vorgeschichtlichen Sachen. Mit Strafandrohungen und gesetzlichen Vorschriften erreicht man nur das gerade Gegenteil. Besonders bedauerlich ist, daß die charakteristischen schwarzen Urnen mit mäanderartiger Verzierung nur in Stücken herausgenommen werden konnten, da ihre Wandung besonders dünn war. Man darf auch nicht einmal zu jedem Scherben die Ergänzungen für etwaige Zusammenfügung eines ganzen Topfes erwarten; in vielen Fällen lagen innerhalb der Aschenurne Reste eines oder mehrerer anderen Gefäße, wo von vornherein ihre Vereinzelung angenommen werden mußte. In einem solchen Falle, wo die Wandung sehr dünn war und der Ton fein geschlemmt benutzt, auch ganz eigenartige zierliche Ein-

ritzungen an der Oberfläche zu sehen waren, hat es mir besonders leid getan, nicht einmal genügend Anhalt für Rekonstruktion der Form gewonnen zu haben. (Taf. I, 17—21).

Von den Geräten aus Knochen ist besonders die gute Erhaltung eines Griffes mit noch darinsitzendem Pfriemen zu erwähnen (Taf. V, 15). Die Knochnadeln waren schon vorher in Stücken beigegeben. Die Kämme zeigen fast nur noch das obere Schild; die Zähne derselben haben zum größten Teil auch schon gefehlt, als man sie in die Urne tat. Die erhaltenen, sehr dünnen Zähne zeigen noch ganz scharfe Spitzen.

Von den silbernen Gegenständen, Gewandnadeln (Fibeln), Einstecknadeln und Zierstücken, waren eine Reihe so glänzend weiß und blank, daß Herr Goldarbeiter Altmann-Zerbst eine Beimischung von Gold als sicher annahm. Bei anderen Sachen muß eine Legierung anderer Art angenommen werden. Beim Herausnehmen zeigte sich eine lila-blaue Oxydschicht, die später sich ins Bräunliche verfärbt hat, aber nur sehr allmählich. Als ich beim Aufheften mit gewöhnlichem Blumendraht sie auf die Pappe befestigt hatte, zeigte sich, trotzdem der Aufbewahrungsort meine Stube gewesen war, an dem Draht eine Reihe kleinerer und größerer Bläschen von brauner Flüssigkeit. Unter diesen Bläschen war der Draht vollständig zerfressen, die Nadel aber nicht angegriffen.

Die Bronzesachen sind gut erhalten, doch sind viele von ihnen von vornherein in zerbrochenem Zustande beigegeben, teilweise auch bloß ein Stück, statt der ganzen Sachen.

Am übelsten steht es um die erhaltenen Eisensachen. Dieselben waren in der am meisten bei vorgeschichtlichen Sachen zu fürchtenden Verfassung, daß sich sehr häufig Blasen gebildet hatten. Manche waren so „verkrantet“, daß selbst ihre Form sich nicht erkennen ließ. Zur Konservierung das Nötige vorzunehmen war ich nicht in der Lage, obwohl eine ganze Reihe von Sachen es sehr wohl verdienten und bei einigen der gänzliche Zerfall sehr zu bedauern wäre. Es ist ja das auch noch sehr wohl nachzuholen.

Zwei Kulturperioden vertreten. Wie ich erwähnt habe, habe ich der Ausgrabung von Nr. 171—388 selbst beigewohnt. Bei allen diesen Hebungen mußte ich je länger je mehr zu der Überzeugung kommen, daß sie der Tene-Zeit<sup>1)</sup> angehörten. Sie unterschieden

<sup>1)</sup> In No. 201 u. 312 fand sich Harz, was sonst nur bei den späteren römischen Beisetzungen vorkommt. Da liegt vielleicht doch eine Ausnahme vor, sodaß diese in der römischen Zeit nachträglich zwischen die älteren eingefügt sind. Nr. 199, 200, 201 und 202 standen dicht beinander; 312 dagegen mehr allein.

sich scharf von den übrigen Sachen, von denen ich einen großen Teil selbst ausgeschüttet hatte. Es ist anzunehmen, daß die später ausgegrabenen Sachen, die aber mehr nach der Höhe zu beigesetzt waren, der älteren Zeit angehörten und die tiefer stehenden der jüngeren.

Den Hauptunterschied bildete die größere Ärmlichkeit und Waffenlosigkeit der Beisetzung aus der Tène-Zeit, wenn man nicht die eigentümliche Form der Gewandnadeln dieser Periode als solchen bezeichnen will. Sie haben sämtlich den für diese Kultur charakteristischen nach oben zurückgebogenen Fuß. Außerdem fanden sich große Einstecknadeln von Eisen, die man wegen einer einigermaßen halbkreisförmigen Einbiegung etwas unterhalb des Kopfes, die das Hervorragen des (verzierten) Kopfstückes sichern sollte, gern als Schwanenhalsnadeln bezeichnet. Einige davon hatten auch ein doppelkonisches Kopfstück von Bronze. Gürtelhaken mit je einem nach innen gekrümmten Haken an beiden Enden, immer nur von Eisen, fanden sich nur hier, während an deren Stelle in der römischen Zeit Schnallen auftreten. Auch Spinnwirtel und große Tonperlen wurden nur hier gefunden; ebenso die kleinen Beigefäße in Tassenform und ähnliche. Dagegen fehlten Waffen und dolchartige Messer. Das Eisen war nur zu Schmucksachen und anderen kleineren Gegenständen verwandt, also offenbar noch zu kostbar, um in größerer Menge „verarbeitet“ zu werden. Am häufigsten beigegeben waren Ohringe von dünnstem Bronzeblech, die für mich eine wahre Plage waren, da sie fast immer schon in Stücken zugelegt waren und dann wegen ihrer Geringfügigkeit kaum herauszunehmen waren. An dem zugehörigen Draht saßen noch häufig Perlen. Wenn auch in anderen Urnen, als denjenigen, die die Nummern 171—388 tragen, vereinzelt Perlen als Fundsachen verzeichnet sind, so gehören sie möglicherweise in die La Tène-Zeit. Die Einlegung der zerkleinerten Brandreste war hier sorgfältiger behandelt als in der späteren Zeit. Daß meist Schüsseln als Decke über den Urnen benutzt waren, ist schon erwähnt. Die Urnen selbst waren sehr häufig von größerer Höhe als Breite, was bei denen aus römischer Zeit nur bei einem gewissen groben Typus (Taf. I, 13) mit zwei plumpen Henkeln an beiden Seiten der Fall war. Einige von den hohen Urnen der Tène-Zeit auf unserem Sorgefelde erinnerten mich mit ihrer Ausbauchung am unteren Teile an die Form der pomerellischen Gesichturnen. Die schwarzen dünnwandigen Urnen der römischen Zeit mit kleinem Fuß, weiter Ausbauchung am oberen Teil, ziemlich kurzem, fast senkrechtem Halsteile und mäanderartiger Verzierung fehlten gänzlich.

Wenn man dagegen die römischen Urnen auszuleeren hatte, machte

es manchmal besondere Freude, die reichen Beigaben, eine nach der andern zu entdecken. Da gab es Gewandnadeln von Silber, Bronze und Eisen und das in sehr verschiedener Form; Einstecknadeln von Silber mit senkrecht umgebogenem Kopfe; Beschläge in Bandform mit verschiedenen Verzierungen auf der Oberseite und senkrecht umgebogenen Ecken, die keilförmig zugespitzt waren; „Halsbandschließen“ von Silber in zierlichster Form; allerhand Zierstücke für Riemen und manches andere. Es galt auch hier zu achten auf die Form der Verzierung; denn es gab deren allerlei, vor allem das Würfelauge, aber auch die „Tremolierlinie,“ die punktierte Linie usw. An den Gefäßen waren besonders die Mäanderverzierungen beachtenswert, die aus mehrfachen Punktreihen, die nebeneinander herlaufen, hergestellt waren und manche aus dem eigentlichen Mäander abgeleiteten Formen vorführen. Wenn ich nun so recht eigentlicher Fachmann wäre, so hätte ich auch verschiedene Untersuchungen anstellen können über die Technik, mit der die Verzierungen hergestellt waren, ob durch Einschlagen mit Bronzeinstrument oder einem solchen durch ein eisernes, ob mit einem Schläge oder mehreren und dergleichen. Dazu habe ich aber nicht die Zeit und — den Eifer gehabt. Auch die Kämmе in ihrer eigenartigen Form und Verzierung mit dem Würfelauge boten eine zu beachtende Besonderheit, ebenso wie die übrigen Knochensachen (Geweihestücke?) Vor allen Dingen aber gab es hier Waffen, als Speerspitzen, große und kleine, einen spitzen Schildbuckel und ein Schwert, eine ganze Reihe von Dolchmessern, Sporen, Stilette (? Pfriemen), alles von Eisen. Von Eisen waren auch viereckige Stäbe, die an einer Seite in einer Öse ausliefen und die man mit einer Verlegenheitsdeutung „Messerschärfer“ zu nennen pflegt. Dazu kamen Schlüssel und ein zierlicher Salzlöffel von Eisen.

Das mag genügen, um die Verschiedenheit der beiden Kulturperioden auf unserem Sorgfelde zur Anerkennung zu bringen. Ich möchte jetzt zur Besprechung der einzelnen Fundsachen übergehen und bemerke dazu, daß leider nur eine Auswahl der Fundsachen hat bildlich beigegeben werden können.

#### La-Tène-Zeit (No. 171—388).

Die Tongefäße sind entweder Hauptgefäße mit den zerkleinerten Knochenresten oder Deckelgefäße oder Beigefäße.

Die eigentlichen Aschenurnen zeigen gewöhnlich die bekannte graugelbe, mehrfach auch rötliche Farbe von außen, sind nicht sehr hart gebrannt, aus mit Quarzkörnern gemischtem Ton gearbeitet und meist von roher Form. Eine auffallende Ausnahme macht No. 275,

das ohne Quarz sehr hart gebrannt ist, sodann No. 284 mit sehr dünner Wandung, schwarz, auch im Bruche, ohne Quarzstücke, fast als doppeltkonisch zu bezeichnen, mit zwei gleich hohen Teilen. Jedoch ist der obere Teil in drei Teile geschnürt, jeder Teil nach außen gewölbt. Der Fußboden mit nur 8 cm Breite zeigt eine Wölbung nach innen. Höhe: 13 cm und größte Breite: 23 cm. Beigabe: Eiserne Fibel (Taf. II, 40). — Der Form nach sind die Urnen sehr mannigfaltig. Wenn ich sie aber nun beschreiben soll, bedauere ich lebhaft, nicht mehr Abbildungen begeben zu können. Auch schlechte Abbildungen würden mehr zeigen als die eingehendste Beschreibung. Man kann hohe Gefäße unterscheiden und breite; dazwischen stehen solche mit annähernd gleicher Höhe und Breite. Die hohen sind zum größten Teil kaum gegliedert; bei No. 215, 230, 233, 275 und 308, auch No. 325, 327, 330 und 353, die schwach ausgebaucht sind, ladet der obere Rand nicht einmal nach außen aus. No. 378, die auch dazu gehört, steht ganz windschief; Höhe: 23 cm, größte Breite: 18 cm. Bei anderen wird der Hals etwas eingezogen, sodaß die Mündung nach außen schwach gebogen erscheint (No. 206, 241, 266, 312, 348, 369). Wieder bei anderen ist der nicht gerade lange Hals deutlich abgesetzt durch eine Linie (No. 197, 210, 293, 312, 316, 338, 341, 351, 355, 362, 376). Bei No. 281 ist außerdem ein Wulst in der Mitte des Halses aufgelegt. Besonders beachtenswert dürften diejenigen hohen Gefäße sein, welche bei langem geraden Halse eine nach unten zu liegende weite Ausbauchung zeigen (No. 260, 295, 338, 360, 385). Sie haben, charakteristisch für diese Form und zum behutsamen Ausgießen praktisch angebracht, nur einen Henkel gerade an der Stelle, wo an den langen Hals der weite Bauch grenzt (Taf. I, 2 u. 12). Bei No. 385 ist jedoch statt des Henkels eine Nase. Eine Heraushebung verdient ferner ein schwarzes hohes Gefäß, das wir scherzend die Kaffeekanne nannten, von etwa 17 cm Höhe, 8 cm oberer und 12,5 cm größter und 5,5 cm Bodenbreite. Auf einen ziemlich großen Henkel weisen die auf dem Körper aufsitzenden Bruchstücke. Da, wo der ziemlich hohe Hals durch eine Linie vom Bauch getrennt ist, senkt sich eine Reihe von aneinandergelehnten langgezogenen Dreiecken mit der Spitze nach unten, die von 5—7 nach der Spitze zu laufenden Linien gefüllt sind. Sie lassen nicht an die bekannten Dreiecksfüllungen des Lausitzer Typus denken.

Die in Höhe und Breite ganz oder annähernd gleichen Töpfe erinnern durchgängig an die hohen (No. 171, 189, 190, 192, 197, 204, 205, 207, 210 [fast konisch; nach außen schräges Aufsatzstück an der

oberen Öffnung], 222, 232, 241, 249, 258, 300, 317, 319, 329, 334, 340, 345, 352, 358, 359, 363, 370, 371, 379, 380, 384, 388). Sie veranlassen zu keiner weiteren Bemerkung, nur daß etwa No. 197, welche in Höhe und größter Breite 15,5 cm mißt, einen kurzen abgesetzten Hals und gleichmäßige schwache Ausbauchung zeigt.

Die dritte Gruppe der Haupturnen, solche von größerer Breite als Höhe, bildet die Minderzahl. Sie haben fast durchgängig abgesetzten kürzeren Hals und die größte Ausbauchung gleich unter demselben. No. 224 (gr. Br. 32 cm, H. 14 cm) hat einen etwas nach außen gewölbten Boden. Bei No. 226 (26,5 zu 17 cm) ist der Hals eingeknickt. Bei No. 235 zeigt die Wandung beim Niedergehen nach unten eine leichte Schweifung nach innen (32 zu 19,5 cm). No. 239 (31 zu 18 cm) hat gerade niedersteigende Wand. No. 243 gleicht No. 235. Bei No. 246 (24 zu 20 cm) liegt die größte Breite ausnahmsweise mehr in der Mitte. No. 248 dagegen knickt schräg nach innen und liegt dabei die größte Breite (32 zu 17 cm) sehr hoch. Bei No. 257 zeigt der Hals eine Wölbung nach innen. Bei No. 273, 282, 289, 340, 363 und 388 wiederholen sich ähnliche Verhältnisse wie die besprochenen. Bei No. 288 ist ausnahmsweise kein Hals, die obere Öffnung hat 32 cm Durchmesser und die Wandung fällt in glattem Boden nach unten. Zu bedauern ist, daß No. 277 sehr stark zertrümmert ist: kurzer Hals, senkrecht stehend, obere Öffnung 10 cm; am Grunde des Halses weitet sich die Wandung sehr plötzlich in mehrfacher Gliederung bis zu 32 cm, um dann in flach gerundeten, regelmäßig nebeneinanderlaufenden Einriefungen wieder ziemlich plötzlich zum Boden zu gehen. Mir scheint das Gefäß auf der Drehscheibe gearbeitet zu sein. Die schon oben besprochene No. 284 gehört auch hierher.

Was die Henkel betrifft, so zählte ich 50 Gefäße ohne solche, 29 mit einem Henkel, der meist mehr oder weniger oben saß. Nur 7 Gefäße hatten zwei Henkel. Statt der Henkel, die übrigens in verschiedenen Größen angewandt sind, saßen je zwei Knöpfe (Buckeln), auf drei Stellen verteilt da, wo die Rauhung aufhörte, bei No. 206 und 218; zwei Buckeln nur einmal bei No. 273 und 363. No. 215 hat einen Henkel ohne Loch (Nase) ganz oben am Rande und No. 385 einen gleichen da, wo der Bauch sich vom langen Halse absetzt. No. 287 zeigt an den Aufsatzstellen des Henkels auf der Wandung oben und unten nach links und rechts sich wendende Fortsätze in Gestalt von geschweiften Wulsten. No. 315 hat einen Doppelhenkel, da der ziemlich große Henkel durch eine Zwischenwand geteilt ist. Bei No. 314 haben wir an Stelle des Henkels eine Art Wall, dessen Krone einen

Ring bildet. Bei No. 344 vertreten den Henkel mehrere konzentrische Ringe und bei No. 256 ein hufeisenförmiger Wulst.

Wenn ich nun zu den Verzierungen übergehe, so habe ich zuerst die charakteristische Rauhung zu erwähnen, die vom Fuße des Halses, der glatt bleibt, außen am Gefäße bis nach unten künstlich hergestellt ist. Hostmann sagt (Darzau, S. 17): „Wir haben hervorzuheben, daß wir ein ganz entschieden germanisches und zwar speziell den Angeln [?] zukommendes Element anerkennen müssen in den zahlreichen Urnen, die entweder mit Sand und Glimmer beworfen oder durch Einritzungen willkürlich rauh gemacht wurden. Diese Art der Verzierung, wenn man es so nennen kann, findet sich vorherrschend und in weitester Verbreitung in Urnenlagern, wie in Hügelgräbern bis nach Jütland und den dänischen Inseln.“ Vgl. No. 189, 206, 338, 362. Bei No. 362 ist die Rauhung in der Weise hergestellt, daß mit gezahntem Spachtel<sup>1)</sup> in den verschiedensten Richtungen in kurzem Zuge darüber hingewischt ist. Wahrscheinlich war No. 324 ein gleiches Gefäß; da ist die Rauhung auch mit dem gezahnten Spachtel hergestellt, aber in regelmäßig von oben nach unten verlaufenden Bogenlinien, die im übrigen ohne Ordnung angebracht sind. — Eine weitere charakteristische Verzierungsart ist die, daß die Wand vom Halse ab nach unten in Felder geteilt ist, die von oben nach unten bis ganz oder ziemlich ganz an den Fußboden herabgehen, abwechselnd leer und gefüllt; wie denn überhaupt die senkrechte Linie als die bevorzugte erscheint, während in anderen Zeitaltern, sowohl früheren als späteren, die wagerechte beliebter ist. Die Füllung der Felder geschieht in der mannigfachsten Art. No. 192 zeigt dabei eine Kreuzung von wagerechten und schrägen Strichen, No. 205 nur wagerechte, No. 268 schräggekrenzte Einriefungen, auf einer Seite und unten begleitet von flach-halbkugeligen Eindrücken; No. 269 und 323 das Fischgräten-Muster; No. 317 dasselbe, aber abwechselnd mit einer Gruppierung von liniengefüllten Dreiecken, die in der Mitte ein leeres Viereck übrig lassen, doch steht zwischen diesen beiden Arten von

<sup>1)</sup> Vgl. Hostmann, Darzau, S. 13, wo die Rauhung als hervorgebracht „mit einem 3 oder 4 Zinken haltenden Kamme“ angegeben wird. Es gibt wohl keinen Kamm mit so wenigen Zinken. Dazu ist „Spachtel“ ein für ein leicht herzustellendes spatähnliches Instrument noch jetzt gebräuchlicher Name und mir für Rauhungen von Lehmewurf in Scheunen, wie das noch jetzt zu sehen ist, in meiner Pfarrscheune zu Lindau, als benutztes Werkzeug von einem alten Arbeiter genannt. Der Name dürfte festzuhalten sein. — Abb. eines gezahnten Spachtels s. Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 435 Fig. 1.

Füllungen ein leeres Feld; bei No. 337 senkrechte Linien; bei No. 355 eigenartige Einstiche; bei No. 370 senkrechte Linien, zum Teil unregelmäßig gequert; bei No. 371 flachhalbkugelige Eindrücke. An No. 331 sind die nicht leer zu lassenden Felder nur oben mit 2 an der Spitze sich berührenden Dreiecken ausgezeichnet und diese Dreiecke durch Füllung von Parallelstrichen hervorgehoben. Wir sehen, die spielende Phantasie hat hier manches zuwege gebracht, das künstlerisch genannt werden müßte, wenn die Ausführung nicht etwas zu Flüchtigem und Rohes an sich hätte. An Reichtum von Ideen fehlt es sicher nicht. — Auch die wagerechte Linie kommt in etwas zur Geltung. Ich sehe dabei ab von den bereits erwähnten Gefäßen No. 277 u. 284, sowie den ebenfalls erwähnten geringen Gliederungen des Halses an einigen Gefäßen. Es findet sich nämlich auch eine Reihe Urnen, die nur den Teil von der Halslinie ab mehr oder weniger tief nach unten verzieren, was ja besonders dem Lausitzer Typus eigentümlich ist. An diesen und somit an eine ältere Zeit erinnern auch die Dreiecksformen, die wir dabei finden. Solche Gefäße entstammen auch Fundstellen, die weiter oben am Abhange liegen, also schon deshalb einer älteren Zeit vermutlich angehören. No. 249 zeigt die Dreiecke entsprechend ihrer mehr nach der senkrechten Linie (sich streckenden Form (gr. Br. 26 cm, Höhe 24 cm) nur noch in einer Abart; die begrenzenden Seiten sind ziemlich gerundet und die Füllung besteht aus unregelmäßig durcheinander geworfenen Strichen. No. 312 hat schon geradere Linien; die Dreiecke stehen auch mit der Spitze nach unten, sind aber nicht ganz gefüllt, sondern haben nur einige Parallelstriche zu den nach unten gehenden zwei Seitenlinien. Dagegen sind sie bei No. 316 und 319 durch regelmäßige Schraffierung wie bei den Lausitzern gefüllt; in letzterer noch mit artiger Zufügung geschmückt, nämlich durch je einen halbkugelförmigen Eindruck an jeder Dreiecksspitze und Einbuchtung. Auch ein ganz flaches Schüsselchen, Beigefäß zu No. 369, zeigt Dreiecke mit voller Linienfüllung. Dagegen hat das mehr hohe Gefäß No. 351 unter der Halslinie aus mehrfachen Parallelen gebildete große Dreiecke, deren Seiten sich in der Mitte kreuzen. Endlich No. 385, ein hohes Gefäß mit langem Halse, stark ausgebildetem tiefliegenden Bauche (H. 27 cm, gr. Br. 24 cm, obere Br. 13,5 cm), einer Nase statt Henkel, das stark an die Form der Gesichtsurnen erinnert, hat die Dreiecke mit einer Füllung in wagerechter Schraffierung, aber mit schönen Zusätzen. Die oben quer über den Dreiecken angebrachten wagerechten Linien sind zweimal nur aus großen Punkten gebildet und dann haben die Dreiecksseiten nach

unten über die Spitze hinaus Fortsetzungen, die mit einseitig nach außen stehenden senkrechten Parallelen, die nach unten zu immer kürzer werden und federnähnlich aussehen, geschmückt sind. Es macht einen hübschen Eindruck. Ich erwähnte bereits das Motiv flachhalbkugeligem Eindrucke als Begleiter anderer Zierformen. Dieselben sind aber sonst noch mehrfach angewandt. So bei No. 278, wo unter der Halslinie eine Reihe davon parallel zu dieser angebracht ist (darunter auch Dreiecke aus Parallellinien, ungefüllt); bei No. 318 mehrere Linien davon selbständig. Bei No. 347 werden schraffierte Dreiecke außen von ihnen begleitet. Bei No. 357 werden die parallelen Halslinien durch eine Linie von ihnen begleitet und dazu Dreiecke und Parallelen und ungefüllt an ihren Spitzen mit zwei und bei den Einbuchtungen mit einer solchen runden Vertiefung verziert. Daß Felder bei No. 371 nur mit ihnen gefüllt sind, ist bereits erwähnt.

Die Verzierungen sind meist in den halbtrockenen (vielleicht dazu noch ein wenig außen angefeuchteten) Ton geritzt.

Die mehr nach der Höhe zu stehenden, also die älteren Urnen, waren im allgemeinen mehr verziert als die späteren.

Nur ein einziges Gefäß hatte ein besonderes Merkmal, wodurch es seine Bestimmung zu einem bestimmten wirtschaftlichen Zweck andeutete, nämlich No. 316. Da fand sich an einer Seite unten am Boden ein etwa fingerstarkes, künstlich gemachtes Loch. Man konnte mit Hilfe dieser Einrichtung Flüssigkeiten von festeren Bestandteilen, z. B. bei der Käsebereitung, bequem ablassen, ohne das Ganze aus dem Topfe zu entfernen.

Deckelgefäße noch in situ habe ich beobachtet bei No. 189, 192, 205, 206, 207, 211, 213, 216, 233, 235, 248, 277, 288, 319, 331, 341, 345, 349, 351, 356, 364, 368, 369 (mit dem Boden nach unten aufgesetzt und in ihm eine kleinere Schüssel), 376, 382 und 385. Es waren das alles Schüsseln, leider muß ich sagen, gewesen; denn da die weitausladenden Wandungen beim Zuschütten hohl waren, mußten sie naturgemäß schon dabei in Trümmer gehen. Sie zeigen sämtlich den oberen Rand etwas nach innen zurückgezogen, um das „Ausschwappen“ zu verhüten, und einen Henkel, soweit ich beobachten konnte. Einzelne zeigten auch Verzierungen, z. B. No. 356, wo senkrechte leere Felder abwechselten mit solchen, die wagrecht schraffiert waren. Die leeren Felder zeigten der Bodengrenze parallel zwei Reihen von halbkugeligem Eindrucken. Wenn bei No. 171 ein großer dicker Stein über dem fast ganz zertrümmerten Gefäße gehoben wurde, so machte es den Eindruck, als rühre diese Lage des Steines von einer späteren Bewegung des Bodens her.

An Beigefäßen fanden sich ein kleines doppeltrichterförmiges Gefäß (No. 172 gr. Br. 6 cm), eine Tasse mit gerader Wandung und abgebrochenem Henkel (No. 174, Taf. I, 7), desgl. mit vorhandenem Henkel (No. 299), ein Krug (No. 191), der unter dem Hals ein Band zeigt, das durch Doppellinien in Dreiecke geteilt ist; eine Schale No. 202 (gr. Br. 7,8 cm, Höhe 3,8); eine Tasse mit geschweifeter Wand (No. 245 u. 299), und in dem Deckel von No. 369, die bereits erwähnten mit einem Band von gestrichelten Dreiecken versehene kleine Schüsseln.

Spinnwirtel sind 4 gefunden, nämlich 2 perlenförmige von ca. 3,2 cm Durchmesser in No. 279 u. 324, einer konisch in No. 371 und einer flachkonisch und unten ausgehöhlt in No. 200 (Taf. III, 58), eine sehr alte Form; auch die Größe erinnert mich an sehr alte ähnliche (Durchmesser 4,5 cm).

Wenn ich nun zu den Metallbeigaben überzugehen habe, so verdienen den ersten Platz die Gewandnadeln (Fibeln). Sie haben sämtlich die für die Tène-Zeit charakteristische Umbiegung am Schuh. Also der Schuh, in dem die Spitze der Nadel teils zur Sicherung der Person vor Verletzung, teils zum Schutz vor Herausfallen der Nadel hineingelegt wird, hat noch eine Fortsetzung, die nach rückwärts oben umgebogen wird und sich an den Bügel anlehnt mit ihrem Endteil. Diese Umbiegung hat den Vorteil größerer Handlichkeit beim Einstecken der Nadel. Sie ist auch verschiedentlich als Schmuckteil ausgestattet. Da anzunehmen ist, daß die zuletzt gehobenen, also die mit den höheren Zahlen die ältesten sind, so beginne ich mit diesen.

In No. 388 fand sich eine große eiserne Fibel vor, die aber stark zerfressen war. Der Bügel ist dick und die Umbiegung am Fuße endet in zugespitztem Wulst. (Taf. II, 38). In No. 375 war eine 9 cm lange eiserne Fibel beigegeben; der umgeschlagene Teil ist 4,5 cm lang und im Endteil nach einer langgezogenen Verdickung spitz zulaufend. Außer dieser Verdickung ist das Ganze von gleichmäßig etwa 3 mm starkem Draht gefertigt. Die federnde Spirale hat nur je 2 Windungen zu beiden Seiten des Bügels. Einigermaßen erhalten (Taf. II, 50). — Die in No. 374 gefundene Gewandnadel ist von Bronze, 7 cm lang und sehr massiv aussehend. Spirale und Nadel fehlt. Wahrscheinlich ist sie schon als beschädigtes Stück beigegeben. Der daran haftende Rost sitzt an einer Stelle, die nicht auf Eisen als Material zur Rolle zu schließen verpflichtet. Der Bügel ist gegossen, wobei der zurückgeschlagene Teil mit dem Hauptteil als eins behandelt ist. Im Hauptteil bläht er sich auf zu einer Breite von 10 cm, ist aber ein wenig hohl; der Endteil ist zu einem dicken Knopf mit je einem vorn und hinten nebenher

gehenden Wulste. Wo die Spirale mit der Nadel gesessen hat, sieht man ein rundes Loch im Bügel (Taf. III, 2). — Die Gewandnadel in No. 324 ist ebenfalls der Hauptsache nach von Bronze, ist aber nur 5,5 cm lang. Der zu einer länglichen Blase aufgeblähte Hauptteil des Bügels ist aber mehrfach stark eingeschnürt.<sup>1)</sup> Trotz dieser Gliederung macht das Ganze aber noch einen massigen Eindruck. Hier sitzt aber als Hälfte der Spirale noch ein Stück von 4 Windungen daran. Diese Hälfte, sowie das im Schuh steckende Nadelende sind von Eisendraht, der etwa 3 mm stark ist (Taf. III, 25). Wir sehen, hier ist noch das Eisen als ein sehr kostbares Metall nur stückweise angewandt. — Erst in No. 267 treffen wir wieder auf eine Gewandnadel.<sup>2)</sup> Sie ist ganz von Bronze und 7 cm lang. Alle Teile sind erhalten, wenn auch leider in 3 Stücken. Die Nadel setzt sich fort in 3 Windungen einer Spirale, die vom Beschauer, der die Spirale oben und den Schuh unten, sowie der Bügel oben vor sich hat, nach rechts fortschreitet, dann den Draht nach oben laufen läßt, links um den Bügelhals wickelt, sich soweit fortsetzt, daß, würde vom äußersten Ende aus gerechnet, 3 Spiralwindungen nach der Mitte zu gebildet werden können, die dann an der inneren (unteren) Seite sich zum Bügel entwickeln. Dieser Bügel zeigt die Form einer schwach aufgeblähten Blase und läuft in einen Schuh aus, der ein spitzes Dreieck darstellt, auf dessen Langseiten nach innen gestülpte Seitenwände aufgesetzt sind, deren Krönungen quer gerieft sind. Die Umkehrung des Schuhs nach dem Bügel bis ziemlich nach der Mitte desselben hat wieder einen dicken Knopf, der an beiden Seiten von Wulsten begleitet und in 3 Haupt- und 2 Nebenstreifen gegliedert ist. Sämtliche Teile des Knopfes sind jeder für sich schraffiert. Das auf dem Bügel aufliegende Ende der Umbiegung ist zu einer flachen am Ende stumpf abgerundeten Platte ausgearbeitet, die durch vertiefte Einriefungen mehrfach zergliedert ist und in der Mitte eine Rundung, wie von dem Kopfe eines eingetriebenen Nagels zeigte (Taf. III, 24). — Bei No. 255 treffen wir wieder auf eine große eiserne Fibel, deren Bügel indes allein erhalten ist. Er ist 6,5 cm lang, bildet in seinem Hauptteil die dünnere blasige Auftreibung der vorigen in No. 267 nach, wie man denn oft bemerkt, daß in einem neuen Material, ehe die der Eigentümlichkeit derselben entsprechenden Formen gefunden werden, zunächst Nachbildungen der bis daher bekannten versucht werden. Vom

<sup>1)</sup> Ähnlich in Zahna, Mitt. d. Prov.-Mus. f. Prov. S. 1900, H. II, S. 51, Fig. 10.

<sup>2)</sup> Das Eisenstück in No. 281 ist sicher der obere Teil einer Fibel mit zurückgeschlagenem Schuh, aber so arg „verkrantet“, daß sie nicht zu besprechen ist.

Schuh läßt sich nichts sagen. Seine Umbiegung nach oben zeigt aber eine Weiterbildung des Knopfes in eine kreisrunde Zierplatte. Bot der Knopf schon eine bequeme Handhabung der Fibel für die Fingerspitzen, so noch vielmehr die Abplattung zu einer kreisrunden Platte. Zugleich gab er Gelegenheit zu eindrucksvollen Verzierungen, die sicher darauf angebracht waren, obwohl jetzt daran keine Spur mehr vorhanden ist (Taf. II, 42). — Eine große eiserne Fibel in No. 252 ist arg verkrantet. Die Fibel in No. 247 ist wieder eine 7,5 cm lange bronzene, die im allgemeinen der in No. 267 gefundenen entspricht, aber ohne Zierat ist. Auch wickelt sich der Spiraldraht nicht um den Bügelhals, sondern geht in einem zur Nadel senkrechten Bogen nach der anderen Seite. (Taf. III, 7). — Die eiserne 7 cm lange Fibel in No. 243 fällt dadurch auf, daß der zurückgeschlagene Teil mit dem Schuh ein Trapez bildet, dessen nicht parallele Seiten die längeren sind; die kürzeren stehen zum Schuh senkrecht. Die Spirale hat bereits 5 Windungen auf jeder Seite der Nadel. (Taf. II, 49). — Nachdem wir bis jetzt nur große bis 7,5 cm lange Gewandnadeln zu besprechen gehabt haben, treffen wir nun in No. 236 auf eine kleinere von Eisen mit zurückgelegtem Schuhfortsatz von nur 4 cm Länge. Auch hier endet der Fortsatzteil in den bekannten Knopf mit begleitenden Wulsten. Die Spirale hat je 7 Windungen zu jeder Seite der Nadel und ist die Sehne, d. h. der von einem äußersten Ende der Spirale nach dem anderen geführte Teil des Spiraldrahtes ebenso wie bei der großen Fibel in No. 267 um den oberen Bügel geschlungen. Wenn Tischler (Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns IV, S. 62) diese ihm nur in vereinzelt Fällen bekannt gewordene Weise als „wohl nur eine Spielerei“ bezeichnet, so scheint mir doch darin die Absicht zu liegen, der Spirale eine größere Festigkeit zu geben, deren sie bedurfte, solange sie nicht um einen festen Kern gewickelt wurde, was bei unserer kleinen Fibel allerdings schon der Fall zu sein scheint. Eine aus kaum etwas über 1 cm starken Draht geflochtene Rolle mit 14 Windungen bedurfte auch eines bleibenden Stifts in ihrem Innern, wenn sie in gerader Linie verharren sollte. Diese Fibel mit ihrer vielgliedrigen Spirale und ihrer stark zurückgeschobenen Größe bedeutet ein interessantes Stück in der Fortentwicklung zu den späteren Gewandnadeln unserer Gegend (Taf. II, 6). — In No. 234 lag wieder eine größere eiserne Fibel. Sie ist aber arg „verkrantet“. — Die aus No. 229 auch wenig erhaltene Fibel (Taf. II, 45) läßt somit erkennen, daß sie an ihrem zurückgeschlagenen Teile Ähnlichkeit hat mit der aus No. 243. — In No. 226 ist eine 6 cm lange eiserne Fibel gefunden, die mit der in No. 375 gefundenen, welche

freilich viel größer ist, Ähnlichkeit hat. Sie ist aus 2 mm starkem Draht hergestellt (Taf. II, No. 44). — No. 194 bringt uns noch einmal eine 8 cm große bronzene Gewandnadel zu einem großen Teil erhalten. Leider ist gerade das Umschlagstück nicht ganz erhalten; es muß eine eigenartige Weiterbildung der Trapezform (S. No. 243 u. 229) gewesen sein (Taf. III, No. 1). —

Wenn ich hier nun noch zwei Fibeln anreihe, die unstreitig zu den Tène-Fibeln gehören und aus Urnen stammen, welche die Nummern 131 und 92 tragen, so muß ich daran erinnern, daß ich erst mit No. 171 begonnen habe, die Urnen, bezw. Scherbenhaufen nach dem Fundorte fortlaufend zu bezeichnen und daß ich den früheren Nummern geben mußte, nachdem sie bereits herausgehoben und bunt durcheinander gekommen waren. Bei dem Ausgraben, ehe ich dazutrat, war man allem Vermuten nach also bereits in die Tène-Gruppe hineingeraten.

Die aus No. 92 ist nur insofern eine Weiterführung von der aus No. 247, als sie nur 5 cm lang ist, am Ende des Umschlagteils zu einer Platte erweitert ist (wie bei der aus No. 267) und zu jeder Seite der Nadel 7 Windungen hat. Auch sie hat die von Tischler als selten bezeichnete Umwicklung der Sehne um den Bügelhals. Sie ist ganz von Bronze und gut erhalten (Taf. III, 17). Aus No. 131 sind zwei zusammengehörige Stücke einer 6 cm langen bronzernen Gewandnadel erhalten, die am Bügel dieselbe geringe blasige Auftreibung zeigt, deren Umbiegungsteil ebenso wie bei der aus No. 255 zu einer runden Platte entwickelt ist. Hier sieht man aber noch deutlicher, daß diese Platte bestimmt war, als Basis für irgend eine aufzulegende bunte Zierplatte zu dienen; denn in der Mitte steht noch ein Niet 6 mm hoch heraus (Taf. III, 20 u. 21).

Über die „Ringfibeln“ (Urne No. 305 und andere) bei den Schnallen.

Soviel über die Fibeln. Ich gehe über zu einem anderen Fundstück, das ebenfalls geeignet ist, unseren Sorge-Friedhof der Tène-Zeit unstreitig zuzuweisen. Das sind die Gürtelhaken. Wir haben solche aus den Urnen No. (396) 380, 374, 372, 368, 362, 342, 327, 315, 299, 288, 287, 264, 255, 248, 221, 210, 201, 195, 192, 181 (131). Sie sind sämtlich von Eisen, in der Größe von 5—13 cm, haben an beiden Enden stark nach innen gekrümmte Haken und ihr Hauptteil ist ein 1—2 cm breiter Streifen starken Eisenblechs, der nach dem einen Ende zu schmaler ist als am anderen. Sie bildeten etwa den Abschluß an dem einen Ende eines ledernen Riemens, während am anderen Ende bisweilen ein Ring saß, den beim nötig werdenden Anziehen des Riemens Löcher ersetzten. In dem aus No. 181 ist der Gürtelhaken mit einem Ringe zusammen-

gerostet. Die Gürtelhaken werden später durch Schnallen ersetzt, die wir in der späteren Zeit auch bei uns reichlich finden werden.

Auch die **Einstecknadeln**, wie sie in dem uns jetzt beschäftigenden Teile des Sorge-Friedhofs gefunden sind, sind charakteristisch für die Tène-Zeit, besonders die sogenannten Schwanenhalsnadeln. Die gerade Linie der Nadeln wird nämlich bei ihnen etwa 1—2 Finger breit unter dem Kopfe durch eine halbrunde etwa 1 cm und etwas mehr im Durchmesser haltende Ausbiegung unterbrochen (Taf. IV, 40, 42; VI, 24—26). Sie ist bestimmt, das zu tiefe Hineingleiten der Nadel, etwa ins Haar, zu verhüten und den glänzenden Kopf derselben sichtbar zu lassen. Voß gibt, Verh. der anthrop. Ges. 1898, S. 216—226, eine andere Erklärung. Die „Kröpfung“ habe statt des Öhrs gedient, welches man schon bei den ältesten Nadeln gefunden hat und das man benutzte, um einen Faden, der zugleich um die hervorragende Spitze der eingesteckten Nadel geschlungen wurde, zu befestigen. Aus dem Faden sei ein Drahtstück geworden — vgl. die italischen Schlangenfibern — und so allmählich die Fibel entstanden. Je einfacher die Erklärung, desto besser. Jedenfalls haben die Fibeln unsere Schwanenhalsnadeln nicht verdrängt. Der Kopf besteht auch bei uns öfter aus einem doppeltkonischen Aufsatz aus Bronze (Taf. IV, 41). Sie sind von stattlicher Länge (bis 15 cm). Später werden sie kleiner, bleiben aber immerhin noch viel größer als unsere Stecknadeln, und sind dann auch wohl von Silber. — Schwanenhalsnadeln fanden sich in No. 387, 386, 352, 338, 328, 314, 260, 249, 241 u. 207; konische Knöpfe, mehr oder weniger erhalten, in 343, 288 (typisch), 249 (abgerundet), 202, 200 und 192. Bei letzterem muß eine Metallmischung angewendet sein, die teilweise Zerfall bedingt hat. Bei anderen Bronzeknöpfen zeigt sich eine Weiterbildung durch parallele Wülste, bzw. ein kleinerer Schlußknopf (No. 336 und 342). Ein anderer Knopf aus unbezifferter Urne, der auf der Museums-Tafel X als No. 76 aufgeheftet ist, gehört auch hierher.

Ein weiterer die Tène-Zeit festlegender Fund dürften die **eisernen Nähadeln** sein. Sie fanden sich in No. 324, 315, 314 und in einer unbezifferten Urne (Mus.-Taf. VII, 10). Die aus No. 315 hat die stattliche Länge von 12,7 cm. Doch fand sich auch eine bronzene Nadel, wie die der späteren Zeit in No. 224. Ehe die eisernen Nähadeln aufkamen, hatte man solche aus Bronze. Bei dieser war anfangs der Teil, in welchen das Ohr eingelassen, dicker als der übrige Teil der Nadel, was natürlich beim Nähen einen besonderen Nachdruck nötig machte, wenn beim Durchziehen der Nadel der dickere Ohrteil ein größeres Loch beanspruchte als die übrige Nadel. Die eisernen

Nadeln mögen ja wohl schon als Neuigkeit Eingang gefunden haben, — man darf doch bei den damaligen Damen auch schon Sinn für etwas Neues und Besonderes voraussetzen — aber sie empfahlen sich sicher auch durch die schärfere und weniger leicht stumpf werdende Spitze, was bei Nähen in Leder von Gewicht war; aber durch das leichte Rosten — man hatte damals nicht so trockene Wohnungen, wie wir jetzt — wurden sie bald wieder unbeliebt und so kehrte man wieder zu den alten bronzenen Nähnadeln zurück. — Die einzige in No. 224 gefundene bronzene Nähnadel hat ganz die Größe und Form unserer Stopfnadeln mit langem Öhr.

Ich schließe hieran die Besprechung der übrigen Eisenfunde, wobei ich wiederholt mit Bedauern hervorzuheben habe, daß gerade das Eisen im denkbar übelsten Erhaltungszustande gehoben ist, da hier noch das Eisen wegen seiner Kostbarkeit nur zu Kleinkram verwendet auftritt.

Eiserne Ringe finden wir in No. 384, 374, 372, 368, 342, 325, 324, 288, 234, 219, 206, 181. Davon sind kleine Ringe die aus No. 219 (zwei Stücke von je 12 mm Durchmesser) aus No. 325 2 cm Durchm., und aus No. 324 13 mm; letzterer zeigt in jetzigem Zustande, das Oxyd mitgerechnet, Drahtstücke von 4 mm, die übrigen nur von 2 mm. Die anderen haben 2,7—4 cm Durchmesser und etwa 6 mm Eisenstärke. Sie können also nicht als Finger- und Armringe angesprochen werden, sondern nur als Zieraten, bzw. als Mittelglieder von Riemen, wenn diese Winkel machen sollten, die nicht in deren Längslinie lagen. Damit stimmt auch die volle Rundung des Eisens. Nur etwa der von No. 384, der etwas größeren Durchmesser und im Querdurchschnitt seines Eisens bloß einen Halbkreis hat, die gerade Linie nach innen, könnte als Armband aufgefaßt werden. Er ist in 3 Stücken erhalten. — Daß sie übrigens auch als Zubehör zu den Gürtelhaken aufgefaßt werden können, zeigt ein Stück aus No. 181, wo der eine Haken eines solchen in den Ring greifend mit diesem zusammengerostet aufgefunden ist (Taf. IV, No. 38).

In No. 326 sind zwei große und ein kleinerer Rest gefunden, die mit noch weiteren kleinen verloren gegangenen Stücken offenbar 2 Armringe gebildet haben, die jedenfalls für die damalige Zeit besondere Kostbarkeiten darstellten. Sie haben im Lichten 6 cm Durchmesser und bestehen der Hauptsache nach aus 3—4 mm starkem Draht. Davon sind aber in gewissen Entfernungen voneinander Aufsatzstücke angebracht, die nur nach außen heraustreten, nach innen aber die Wölbung des Drahtes nach oben und unten fortsetzen. Dabei wechseln größere und kleinere Wulste ab. Die kleineren bilden ein einfaches

dicke Band mit scharf abschneidenden Seiten; die größeren haben oben eine Grube, aus der Rillen herausgehen. Was aber besonders auffallend ist, ist der Umstand, daß man noch Spuren einer intensiv roten Farbe (Mennige, Kupferoxyd?) bemerkt. (Taf. II, No. 67 u. 69).

An diese Armringe schließe ich am besten die Besprechung eines anderen Zierstücks aus No. 371 an, der ein Schmuck zum Umhängen und auf der Brust zu tragen, ähnlich den Schützenketten gewesen zu sein scheint (Taf. II, No. 47, 48, 51—54 u. 58). Es besteht nämlich aus einem oder zwei dünnen Eisenblechen, die jetzt in 4 Stücken in Größen von 5:5 oder weniger vorliegen; es mag auch etwas fehlen. Sie sind durch gequerte punktierte Linien dem Rande parallel verziert. Darüber läuft bei 2 Stücken, anscheinend am oberen Teile entlang, eine Reihe größerer gleichmäßiger Löcher. Dazu fällt die an verschiedenen Orten heraustretende intensiv rote Farbe (Kupferoxyd?) auf, wie sie bei den oben besprochenen Armringen erwähnt ist. Außerdem wurde aber eine ganze Menge von Gliedern einer eisernen Kette<sup>1)</sup> gefunden, zum Teil in größeren und kleineren Haufen zusammengerostet, zum Teil in wenigen zusammenhängenden Gliedern erhalten und am besten in einem Stück von 6 cm von 12 Gliedern. Jedes Glied stellt einen Kreis dar von ca. 7 mm Durchmesser. — Ein gleiches Stück wie dieser Schmuck, habe ich im Museum zu Burg gesehen; es stammt aus Heyrothsberge bei Burg und ist besser erhalten als das unsere.

Die zahlreichen übrigen Eisenfunde, meist kleine Stücke, haben leider wegen der üblen Erhaltung müssen unbestimmt bleiben. Sie sind aus Urnen No. 347, 343, 337, 332, 328, 324, 314, 312, 311, 292, 279, 277, 274, 270, 268, 264, 260, 259, 254, 252, 247, 246, 237, 229, 224, 221, 216, 201, 200, 196, 192, 177, 173.

Unter den Bronzezierstücken darf eine besondere Beachtung beanspruchen ein Halsschmuck aus 7 einzelnen Stücken, die sämtlich in No. 299 gefunden sind (Taf. IV, 1—7). Es sind 3 kleine Eimerchen mit einem unteren Teil in Blasenform und Tragstück in Halbkreisform. Sie sind 2,5 cm hoch. Der eine zeigt ein großes Loch an der unteren Seite. Dazu kommen 3 etwa 6 mm dicke Ringe von 2,5—3 cm Durchmesser, die oben mit kleinem Ring als Tragstück versehen ist. Endlich gehört dazu ein größerer 5 cm hoher Eimer, dessen untere Hälfte sich zuerst schell konisch erweitert, um halbkugelförmig zu schließen. Dieser untere Teil wird durch 2 parallele Einriefungen in 4 gleiche Stücke gegliedert.

<sup>1)</sup> Jentsch, Sadersdorf, S. 15, erwähnt Bronzekettchen aus der Tène-Zeit von Sadersdorf. — Voß und Stimming, Mark Brandbg. Taf. IV.

Auch der Hals, der oben am Rande durch eine umlaufende Wulst verdickt ist, ist mit 2 querlaufenden Riefen je eine oben und unten verziert. Der 14 mm hinaufgehende Henkel steht unmittelbar über je einem durch eine umlaufende Wulst herausgehobenem Loche am Rande des Halses. Dieses große Eimerchen ist so wenig oxydiert und zeigt einen so unverkennbaren Metallglanz, daß die Vermutung vielleicht gerechtfertigt ist, daß hier eine Legierung mit Gold vorliegt. — An die kleinen Eimerchen erinnern etwa 2 Hängezierate aus No. 342, welche für die Schnur zum Durchstecken eine Röhre statt des Henkels haben (Taf. II, 56 u. 57).

Drei andere, den Ringstücken ähnliche Zierstücke (Anhänger) liegen vor aus 396, 324 u. 201 (Taf. IV, 25). Ein etwas grösserer Bronzering aus No. 281 von 4,5 cm Durchmesser ist auf einer Seite flach und hat als Hängeteil einen grösseren Halbkreis, welcher nach unten zu beiden Seiten in je einen kleineren Kreis weiterführt, der beim Anlangen an seinem Ausgang in einem spitz zulaufenden Schlusstücke endigt. — Ein kleiner Anhänger, ähnlich den Eimerchen, nur hier wie ein Beutel dargestellt, liegt vor aus No. 201.

In der Urne No. 236, aus welcher die beiden merkwürdigen Armringe stammen, die man am liebsten in eine viel spätere Zeit, etwa die merowingische verweisen möchte, wurden noch 5 bronzene Zierstücke gefunden, von denen zwei gut und drei weniger gut erhalten sind. Von den ersten zwei stellt jedes Stück eine kleine 4,4 cm lange Stange dar aus 2—3 mm dickem Bronzedraht. Von der Mitte aus nach beiden Seiten gleichmäßig erweitert sie sich hier zuerst zu einer ringsumlaufenden Wulst, um unmittelbar nachher sich zu einem 9 mm breiten Ringe umzugestalten und dann noch als Endstück in einem ungliederten Stumpfe herauszuragen. In dem Ringteile ist bei Taf. IV, 14 ein offener Ring von 2 cm Durchmesser eingelassen. Wahrscheinlich bildeten alle 4' zusammen eine Art Kette mit langen Gliedern (Taf. IV, 14 u. 15). — Vgl. Taf. d. Hist. Komm. Prov. Sachsen, Töne-Z. No. 5.

Die anderen aus No. 236 stammenden sind 3 größere Reste aus Bronzeblech. Das eine, sonst gut erhalten, 7 cm lang und bis zu 4 cm breit, ist dünn und hat nur 2 der ursprünglichen Kanten an den Langseiten, während es an den anderen zerrissen ist. Man bemerkt darauf die Spur, daß auf der einen Seite eine Art Klotz oder kleiner Kessel mit einer eisernen Füllung, in der Mitte ein hervorragender Stift aufgeheftet war. Dem entspricht eine runde 2,5 cm im Durchmesser haltende Blechhülse von ziemlich dickem und 6—10 mm hohem Bronzeblech, gefüllt mit Eisen (?), aus dem in der Mitte der Stumpf eines

Stiftes hervorragt (Taf. II, No. 51 u. 53). Das andere auch dünne Blechstück ist zu der Form eines größeren Moosstückes zerfressen und mit einem gleich ungestalten Eisenstück verbunden. Ich weiß daraus nichts zu machen.

Größere Bronzeringe, bezw. Stücke davon, liegen vor aus No. 384, 382 und 276; es scheinen Armringe zu sein. Wenn wir aus No. 367, 334 und einer nicht durch Nummer nachweisbaren Urne etwa 2 cm Durchmesser haltende Bronzeringe haben, die nach zwei entgegengesetzten Seiten hin je einen zur Ringfläche senkrecht stehenden kleinen Ring haben, so möchte ich diese auffassen als Mittelglieder einer Schnur. „Gurt-Ösen“ laut Preisbuch für Seiler v. Beutlinger-Frankfurt a/M. S. 13. Noch jetzt viel gebraucht.

Sehr häufig waren Ohrringe. Sie bildeten eine wahre Plage beim Ausschütten der Urnen. Denn nicht nur, daß sie an und für sich wegen des dünnen Bronzebleches und Drahtes sehr zerbrechlich waren, sie waren auch häufig genug schon in Stücken hineingelegt und doch mußte jedes kleinste Stück aufbewahrt werden, da man nie wußte, ob nicht eine daran haftende Zeichnung von Wichtigkeit werden konnte. Ich bemerke jedoch gleich von vornherein, daß alle gleiche Zeichnung aufwiesen. Sie sind alle von der bekannten Form eines aufgeblähten Segels; unten ein Rechteck, oben ein Dreieck, das in einen Bogen aus Draht ausläuft. Das Rechteck ist entweder niedrig oder hoch. Es gibt aber nur diese beiden Formen und Größen. Abgegrenzt wird das Rechteck oben vom Dreieck durch von innen herausgearbeitete Riefelungen, gewöhnlich 3; an der Seite und unten fehlen diese, wenn sie nicht in einer einzigen Linie erscheinen. Als Charakteristikum erscheinen aber in der Mittellinie des Rechtecks 3 bis 5 ebensolche Riefelungen von oben nach unten gehend. Endlich sind in den 4 Ecken regelmäßig kleine Löcher. Solche Ohrringe sind gefunden, außer in 3 unbestimmbaren Urnen in No. 380, 378, 376, 374, 372, 371, 368, 367, 362, 356, 354, 349, 342, 336, 335, 332, 325, 324, 315, 314, 311, 306, 299, 297, 287, 281, 248, 247, 239, 237, 216, 210, 208, 206, 204, 203, 202, 201, 199, 194, 193 und 192. Wenn sie auch in No. 88, 92, 119, 131, 396, 455 und 457 gefunden sind, also in Urnen, bei denen von vornherein die Annahme zuneigt, sie gehören der späteren Zeit zu, so mag ja wohl vereinzelt das Tragen der Ohrringe auch in die provinzialrömische Zeit hineingenommen sein. Im großen und ganzen verschwinden sie aber in dieser. Die Sitte, Ohrringe zu tragen, ist herübergenommen aus einer älteren Zeit. Bei den Gesichtsurnen, die dem Ende der Bronzezeit angehören, finden wir den Tonohren des menschlichen

Gesichts, das am oberen Teile der Urnen außen herausgearbeitet ist, Bronzeohrringe eingehängt und zwar an einem Ohre mehrere in Löchern, die am Rande der Ohrmuschel von unten bis oben angebracht sind (Zeitschr. d. Harz-Ver. 1896 Tfl. I 12 u. 13). Auf diese Erscheinung hat man jedenfalls zurückzugreifen, wenn man die Tatsache erklären will, daß in ein und derselben Urne mehrfach ein gut Teil mehr Ohrringe als 2 gefunden sind (Vergl. z. B. No. 378, 376, 368, 204 u. a.). Auffällig ist die bei allen gleiche Zeichnung, während anderwärts auch solche mit anderer Zeichnung gefunden sind (Vgl. in dem Montagsblatt der Magdeb. Zeitung No. 25 von 1894 den Artikel von Hirt, dessen Abbildungen aus Burg genommen sind, wo S. 196, No. 1 u. 2 unseren Funden entsprechen, sowie Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1883, S. 375). Gänzlich anders ist das Stück aus Kl.-Corbetha abgebildet Mitt. d. Prov.-Mus. v. Prov. Sachsen 1900, H. II, S. 54, Fig. 19, S. 58, Fig. 26 u. S. 99, Fig. 3. — Verhdl. d. Berl. anthr. Ges. 1898, S. 273, Ohrringe von dreierlei Form abgebildet aus Böhmen (Cistevéc bei Königgrätz).

An dem drahtförmigen Fortsatz des Segels, dem Henkel dieser Ohrringe, der, soweit er vorhanden, ziemlich dünn war und allemal spitz endete, trug man Perlen. Wenn sie noch am Ohrringe aufgesteckt gefunden wurden, sind sie sorgfältig daran gelassen. Die bekanntesten und auch bei unserem Funde häufigsten sind solche von dunkelblauem Glase. Andere (No. 396, 372, 371, 194) sind hellblau. Die mit grünlicher heller Farbe, auch die weißen (No. 455) waren wenig widerstandsfähig. Der Größe nach waren diese auch meist kleiner als die dunkelblauen; doch hat es auch große davon gegeben (No. 115, 24). Wieder andere sind aus einem Stoffe, über den ich nicht klar geworden bin; er ist von der Härte des Glases, zeigt aber keine Durchsichtigkeit. Wenn darauf blaue Würfelaugen erscheinen, die sich auf hellgelbem Grunde scharf abheben (No. 93, 299), so tritt dieses Verzierungs-Motiv, das sich bis ins Mittelalter hinein einer großen Beliebtheit erfreut hat, auch bei unserem Sorgefunde allgemeiner erst in der römischen Zeit ein; doch haben wir auch schon Beispiele in Urnen der Tène-Zeit. So in No. 299, 297 (hier übrigens bei einer größeren Perle aus hellblauem Glase) und in No. 210, 204 und 192 (kleine Perlen von blauem Glase). Auch bei einer Reihe von kleinen Perlen, die weißlich oder gelblich-graue Farbe zeigen, wage ich nicht den Stoff zu bestimmen. Davon hat eine aus No. 201, die übrigens ebenso wie die gelbe aus No. 299 wegen ihrer Größe nicht im Ohrringe hat getragen werden können, sondern sonst zur Zierde angebracht gedacht werden muß, ebenfalls Würfel-

augen. Der Form nach sind sie meist breit gehalten, doch gibt es auch hohe, z. B. aus No. 431 und 455; endlich haben auch einige Zylinderform, mit Durchbohrung in der Richtung der Querachse (No. 281). Die auffallendsten sind 2 dunkle facettierte Glasperlen, von denen Herr Förster Riecke mit aller Bestimmtheit behauptet, sie selbst einer Urne entnommen zu haben. Sie zeigen auffallenden Glanz (Tafel IV, No. 59). Größe: 5 mm in Höhe und Breite.

Wenn ich nun noch erwähne, daß in Urne No. 342 allein amorphe Bronze, die offenbar durchs Feuer zu ihrer Formlosigkeit gekommen war, sich vorfand, so will ich auch ausdrücklich zugefügt haben, daß alle übrigen Stücke keine Spur zeigten, daß sie durchs Feuer gegangen waren.

Zwei in No. 357 gefundene Steine haben jedenfalls irgend welche Bedeutung gehabt, doch kann ich sie nicht angeben.

Von Geweberesten, Sachen aus Knochen, Holz, Horn, Flechtwerk, Leder usw. konnte ich keine Spur entdecken, so wünschenswert das auch gewesen wäre, um ein Kulturbild dieser Zeit zu entwerfen.

Wir gehen also über zur Besprechung der Funde aus der provinzialrömischen Zeit, die ich bei den Perlen bereits in etwas schon mit hineingezogen habe.

### **Provinzial-römische Zeit (No. 1—170 und 389—457).**

Ehe ich in die Besprechung der einzelnen Fundsachen eintrete, möchte ich ein paar Worte vorausschicken, die bestimmt sind, einem leicht möglichen Irrtum vorzubeugen. Unter provinzial-römischer Zeit versteht man diejenige etwa von Christi Geburt bis zur Völkerwanderung. War damals auch im allgemeinen die römische Kultur maßgebend, ich möchte sagen für die ganze damals bekannte Welt, so muß die merkwürdige Tatsache festgelegt werden, daß unsere Funde, wie alle parallelen aus unserer Gegend keine vorbildlichen Gegenstücke, wenige Ausnahmen abgerechnet, in Rom haben. Das gilt besonders von den wichtigsten Beigaben, den Gewandnadeln. Nach Tischler ist in den Zeiten der römischen Republik von einer römischen Industrie im eigentlichen Sinne noch nicht zu sprechen. Es ist etruskische und römische Arbeit, welche die technischen Künste in Italien beherrschte. Über die Fibeln der letzten Jahrhunderte vor Christo in Italien wissen wir fast gar nichts. Auch aus der römischen Kaiserzeit ist Italien an Fibeln außerordentlich arm. Viel reicher ist die Ausbeute in den Provinzen und Barbarenländern. Erst zur Zeit Neros hatte sich eine römische Weltindustrie gebildet, welche in Italien entstand, dann sich aber auch in den

Provinzen ansiedelte, wo römische Technik und Geschmack vielleicht sich mit barbarischen Elementen verschmolzen und einen gewissen gemischten Stil hervorgebracht haben. Dabei kommen die Gräberfelder Norddeutschlands und Skandinaviens besonders in Betracht. Es muß sich besonders wegen des Bersteins, der ja auch schon viel früher die Südländer nach der Ostsee lockte, zur Zeit Neros ein außerordentlich lebhafter Handel nach dem Norden entwickelt haben. (Tischler a. a. O. S. 68). Jedenfalls tragen unsere Sachen entschieden anderen Charakter als diejenigen, die vom Rhein und vom Limes her aus der ersten römischen Kaiserzeit bekannt sind. Was ich persönlich in Frankfurt a. M. davon gesehen habe, hat auch mich davon vollkommen überzeugt. Soweit unser Sorge-Friedhof Sachen aus dieser Zeit gebracht hat, wird er wichtiger sein, als mit seinen Tène-Tachen und helfen zu seinem Teil die Kenntnis dieser eigenartigen Verhältnisse zu klären. Die Beziehungen zu den anderen überraschend gleichartigen Funden werde ich später besprechen.

Wir sehen uns wieder zunächst die Tongeräte an und erinnern uns, daß in dieser römischen Zeit die Beigefäße fehlen. Breite Gefäße, d. h. solche, deren Breite größer ist, als die Höhe, herrschen im allgemeinen vor. Kleine Bodenfläche, größte Breite hoch oben und dann eine ziemlich kleine obere Öffnung auf kurzem senkrechten Halse, das ist das Gewöhnliche. Ein Henkel läuft dann nur unten in allerhand geschweifte Verzierungen aus, die von Buckeln begleitet werden. Er sitzt hoch oben, meist legt er sich mit dem oberen Teile unmittelbar am Rande auf. Doch gibt es vielfach auch keine Henkel, statt dessen treten Buckel allein in verschiedenen Gruppierungen auf, häufig 3 ein Dreieck markierend, aber auch in Gruppen von je 2 oder einzeln.

Die wichtigsten und diese Zeit am meisten kennzeichnenden Urnen sind die schwarzen mit Mäanderverzierung. Unter Mäander dürfen wir aber nicht bloß den eigentlichen Mäander, eine mit eckigen Kanten sich nach oben wendende und dann zurückbiegende, aber immer wieder auch nach vorn zur Grundlinie zurückkehrende usw., in Regelmäßigkeit fortschreitende Linien verstehen, welche den Damen unter dem Namen einer Grec-Kante bekannt ist. Sie erscheint in mannigfaltigen Abwandlungen, die aber immer wieder an den Mäander in der unzweifelhaftesten Weise erinnern. Diese Linien sind auf unseren Urnen hergestellt nur durch mehrere nebeneinander herlaufende Punkt-Linien, von denen je 2, 3 oder 4 vollständig parallel sind, sodaß sie offenbar mit einem Werkzeuge hergestellt sind, auf dessen Oberfläche die Punkte schon parallelen Reihen von Spitzen entsprechen,

deren Eindrücke die Punkte hervorrufen.<sup>1)</sup> Ein solches Rädchen hat man in der Tat entdeckt. Hostmann in seiner berühmten Beschreibung des Darzauer Gräberfeldes bringt es Taf. X, No. 17 und noch einmal S. 115. Es ist hier ein bronzenes Rädchen mit 5 mm breiter Reifenfläche, das auf einem eisernen Stiel sitzt. Auf der Reifenfläche werden 2 etwa  $\frac{1}{2}$  mm breite Längseinschnitte durch ringsumlaufende und etwa 1 mm voneinander entfernte senkrecht stehende Einschnitte gekreuzt, sodaß überall kleine viereckige Vorsprünge hervorragen. Drückte man auf den weichen Ton die Oberfläche dieses Rädchens unter fortwährendem Weiterführen ein, so mußte die Spur davon in 3 Parallellinien, die aus lauter kleinen Quadraten bestanden, welche bei nicht genauem Daraufsehen als Punkte erscheinen, zurückbleiben. Auch bei uns finden wir gewöhnlich 3 solcher parallelen Punktreihen, aber auch zuweilen nur 2, oder je eine (Vgl. Taf. I, No. 22—26). Dieses Mäanderband hat seine ganz bestimmte Stelle, nämlich kurz unter dem Halse, wo es wagerecht herumläuft. Auf die verschiedenen Arten der Abwandlung des Mäander möchte ich hier nicht eingehen, zumal da ich von einer ganzen Reihe gerade solcher Urnenscherben nur noch durcheinander geworfene Haufen vorfand, als ich mit der Sache befaßt wurde. Ich verweise deshalb auf Hostmann. In der Regel gehen von dem wagerechten Mäanderstreifen senkrechte Felder nach unten, die in Anlehnung an das schon ältere Motiv abwechselnd leer und gefüllt sind, letzteres aber auch mit dem Punkträdchen in verschiedener Weise. — Solche Mäanderurnen sind fast immer außen glänzend schwarz<sup>2)</sup> und haben sehr dünne Wandung, weshalb man gerade sie nur als sehr in Trümmer gegangen auffand und es viele Mühe gekostet hat, das zu erhalten, was erhalten ist. Ihre Form ist mit wenigen Ausnahmen die oben angegebene, d. h. sie sind mehr breit als hoch; die größte Breite liegt hoch oben, zieht sich da plötzlich zusammen, um mit einem steilen Halse eine verhältnismäßig kleine Öffnung zu bilden. Nach unten läuft die Wandung aus in einen ziemlich kleinen Boden. Die Ausnahmen aber, welche unser

---

<sup>1)</sup> Vgl. Jentsch, Sadersdorf, S. 76 f. „Die Verzierung besteht in hintereinander gestellten fast senkrechten Winkeln, die durch mehrmalige, teils regelmäßig nebeneinandergestellte, teils auch ineinander übergreifende Einprägung eines gekerbten Stempels hergestellt ist. Dieser zeigt in 8 Reihen je 2 kleine quadratische Eindrücke nebeneinander. Für die Anwendung eines Rädchens findet sich kein Anhalt.“

<sup>2)</sup> In Darzau fand Hostmann nur 2 nicht schwarze Urnen, auf denen das Punkträdchen angewandt war, aber auch hier nur bei anderen als mäanderartigen Linien.

Sorgefeld geliefert hat, dürfen wir wohl als schätzenswerte Seltenheiten ansehen. Da ist zuerst No. 94, eine große flache bauchige Urne, fast ohne Gliederung, die einen breiten Boden hat, der ganz unmerklich in die bauchige Seitenwand übergeht. Ein Hals wird besonders noch durch einen gekerbten ringsumlaufenden Wulst, der wie eine Schnur aufliegt, vom übrigen Körper abgesondert. Die hier angewandte Mäanderabart in Punktmanier ist organisch senkrechten Streifen angegliedert. Sie ist schwarz. Einen Gegensatz dazu bildet die mehr hohe auch schwarze Urne No. 451. Von graugelber Farbe, wie die gewöhnlichen Urnen ist No. 55. Sie hat ebenfalls größere Länge als Breite, einen längeren gegliederten Hals und einen Henkel, der ziemlich weit unten sitzt; er faßt erst kurz über dem Mäander mit dem oberen Ende an. Die Abbildung Taf. I, No. 3 läßt das alles nicht recht erkennen. Eine ähnliche Urne ist in Zahna gefunden. Vgl. Mitt. d. Prov.-Mus. Halle 1900, Taf. I, No. 8. Sie wird S. 8 geschildert als krugartiges Gefäß, gelbbraun, teilweise schwarz. Unsere ist eine gelbgraue und von demselben schwachen Brand wie die gewöhnlichen nicht schwarzen Urnen. Einfacher, aber auch hoch und graugelb ist No. 432. Bei No. 453 lassen die Scherben ebenfalls auf eine interessante aber nicht wieder aufzuhauende graue Mäanderurne schließen. Außerdem liegen noch verschiedene Scherben mit Punktlinien vor, die graugelbe Farbe haben. Der Schluß auf heimische Fabrikation dieser Tongefäße mit Herübernahme fremder Ornamente dürfte gerade bei diesen graugelben Mäanderurnen besonders nahegelegt erscheinen. Es ist ja so schon wenig wahrscheinlich, daß die Tongefäße überhaupt als weither gebrachte Ware aufzufassen seien, aber bei den dünnwandigen Mäanderurnen am wenigsten.— Noch möge bemerkt sein, daß auch bei uns die Ausführung des Mäander in Punktlinien, wenn auch die Verteilung der Linien und die Mannigfaltigkeit im Entwurf künstlerisch ist, doch sehr flüchtig gemacht ist. — Bei No. 55 haben wir übrigens den reinen Mäander ohne Abwandlung.<sup>1)</sup>

Es dürfte wichtig sein, das Verbreitungsgebiet des Mäander, sofern er in derselben Punktmanier hergestellt ist, festzulegen. Ich hoffe dabei eine wesentliche Erweiterung des bisher Besprochenen zu bringen, das doch auch wieder einen schmaleren Streifen bedingt. Dabei sehe ich ab von einer Besprechung des Mäanders, wenn er in anderer Weise dargestellt ist. Dazu hat Hostmann in seinem schönen Buche

<sup>1)</sup> Fräulein Professor Mestorff-Kiel hatte die Güte, mir mitteilen zu lassen, daß in ihrem nördlichen Gebiete der reine Mäander kaum beobachtet sei.

über Darzau, das 1874 herauskam, schon einen breiten Grund gelegt. S. 18 führt er folgende Fundorte an: 1. Altmark, Kr. Salzwedel (Güßfeld mit von Darzau verschiedenen Beigaben, Rockenthin mit vereinzelt gleichen); 2. Gegend von Magdeburg („Sammlung Wiggert; ? aus Körbelitz, jetzt im Städt. Museum zu Magdeburg, leider ohne Nummer); 3. Reg.-Bez. Merseburg (Kemberg); 4. Reg.-Bez. Frankfurt a. O. (Werbig bei Seelow); 5. Reg.-Bez. Potsdam (Badingen b. Zehdenick, rötlichbraun, 4 Punktlinien); 6. Mecklenburg-Schwerin (Bedeutendste Fundgrube, mit Darzau „unbedingte Gleichzeitigkeit nicht zu bezweifeln,“ Kloster Mooster bei Marnitz, Kothendorf, Gägelow, Camin, Bützow, Möllin, Börzow, Naschendorf, Kl.-Pasten, Dreweskirchen, Hinter-Bollhagen, Wotenitz, Neu-Stieten und Köchelsdorf, also 14 Orte). Von Mecklenburg-Schwerin nach Osten zu sind keine Punktgefäße bis jetzt gefunden; dagegen ist das der Fall nach Westen zu, also 7. bei Lübeck (Eutin); 8. im Herzogtum Lauenburg (Rothenbeck im Sachsenwalde) und 9. aus der Gegend von Altona. „Das ist die Verbreitung der Punktgefäße, soweit solche bis jetzt bekannt; über diese Grenzen hinaus wurden sie nirgends, weder in Deutschland noch irgendwo in den Nachbarländern, beobachtet.“ So schrieb Hostmann also 1874. Er stellt dann noch Untersuchungen an über das Vorkommen des Mäanders, sofern er nicht in Punktreihen ausgeführt ist, sowohl in Deutschland als in Dänemark und im südlichen Europa. Besonders macht er dabei aufmerksam auf Villanova bei Bologna, deren Beisetzungen „vielleicht bis ins 10. Jahrhundert vor Christo zurückreichen, zu weit also, als daß man ein allmähliches Fortrücken dieser Kultur bis nach Norddeutschland annehmen möchte“ (S. 38). Und doch schließt er mit der Annahme, „daß wir die während der römischen Kaiserzeit durch unmittelbare Übertragung einer ganzen Reihe altitalisch-etrurischer Formen, Ornamente und technischer Eigentümlichkeiten verursachte Umgestaltung der altgermanischen Töpferkunst lediglich als Wirkung der fortgesetzten und im Laufe der Zeiten zu größerer Intensität gesteigerten, alten Handelsverbindung mit Etrurien aufzufassen haben.“<sup>1)</sup> Für diese Annahme bleiben mir zu viel Bedenken. Ich gehe aber darauf nicht ein und halte mich allein an das Vorkommen des Mäanders in Punktmanier. Da ist mir aufgefallen, daß in Dänemark in einem Falle (Jägerpriis) das Mäanderornament in drei Linien ausgeführt ist, von denen die

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 34: „Unter solchen Verhältnissen dürfen wir uns wohl für berechtigt halten, einem Einfluß römischer Kultur auf die in Rede stehenden Mäandergefäße geradezu in Abrede zu stellen.“

mittelste durch kleine Punkte gebildet wird und in einem anderen (Viborg) mit groben Punkten ausgefüllt ist (Hostm. S. 23). Sollten nicht diese beiden Arten als unmittelbare Vorläufer und Wegbahner gerade für unsere Art der Punkt-Mäander anzusehen sein? Mit den Punkten wollte man offenbar die Vertiefungen des Urbildes am Flechtwerk oder gewebten Zeuge, wie sie durch das Einschlagen entstehen, nachahmen. Dann hätten wir den Mäander, der der Weberei oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, der Korbflechtereie seinen Ursprung verdankt, wie er hier bei uns vorkommt, aus Dänemark erhalten. Wir dürfen ja wohl auch, wie wir in geschichtlicher Zeit Wanderungen von Norden nach Süden kennen, — man denke nur an die der Longobarden und die der Cimbern und Teutonen — schon für die Vorzeit einen Wandertrieb nach Süden annehmen. Unsere Vorfahren werden auch nicht einseitig immer bloß die Empfangenden, sondern auch vielfach die Gebenden gewesen sein.

Seit 1874 sind nun aber, soweit sie mir bekannt geworden sind, noch folgende Funde hinzuzufügen: 1. Fohrde (Kr. Westhavelland) am Gallberg. Vgl. Voß u. Stimming, *Vorgeschichtliche Altertümer der Mark Brandenburg*, S. 24 ff. bezw. Abt. V, Taf. I ff.; auch sonst überraschend ähnlich mit Darzau. Dabei sagt Voß S. 28: „Mit Hinzunehmen des seit dieser Zeit neuentdeckten Vergleichsmaterials erstreckt sich dasselbe hauptsächlich auf die Landstriche im Südwesten der Ostsee und auf Bornholm<sup>1)</sup>, also Holstein, Mecklenburg, Altmark, Hannover und den westlichen Teil der Mark . . . Im allgemeinen werden wir als Ostgrenze die Oder, als Südgrenze die Spree — Havellinie (Frankfurt a. O. — Magdeburg), als Westgrenze etwa eine Linie von Magdeburg bis zur Elbmündung annehmen können.“

2. Umgegend von Zahna (Kr. Wittenberg). Der kleine Weinberg, S. Mitt. aus d. Prov.-Mus. d. Prov. Sachsen, Heft II v. 1900, S. 2 ff., bes. Taf. I, 7—9. Auch die übrigen Urnen und besonders die Beigaben bieten überraschende Parallelen zu unseren Funden. Mit Rücksicht auf die Scheibenfibeln (S. 13 a. a. O., Fig. 21 u. 22; auch S. 11, Fig. 19, wo doch wohl gleiche Anbringung der Spirale mit der Nadel anzunehmen ist, wie bei Fig. 22) dürfte Zahna, ebenso, wie unsere Sorge um ein Weniges früher anzusetzen sein als Darzau. Ich verweise auf die später folgende Besprechung dieser Scheibenfibeln in dieser Arbeit.

---

<sup>1)</sup> Voß zitiert: Vedel, *Undersögelse angaaende de aeldre Jernalder paa Bornholm 1873.*

3. Umgegend von Dessau, also linkes Ufer der Elbe, während sonst nur das rechte in Betracht kommt. a. Gr.-Kühnau bei Dessau. Mitt. d. Anh. Gesch.-Ver. VIII, S. 99. Eine schwarze Urne der gewöhnlichen Form, jetzt im Besitz des Herrn Kantors Hecht in Groß-Kühnau. Abart des Mäander: je 2 rechte Winkelbänder sich ergänzend, sodaß die Spitze des einen links unten und die des anderen rechts oben ist, zwischen jedem Paare eine senkrechte Trennungslinie; jede Grenzlinie besteht aus 2 Reihen Punktlinien. Abb. beigegeben. — b. Pröllwitz<sup>1)</sup>, wüste Dorfstätte bei Pötnitz. Diese recht gut erhaltene schwarze Urne, lange Zeit der Stolz unseres verstorbenen anhaltischen Altmeisters in archäologischen Dingen, Geh. Rats Fränkel, ist, wie Herr Dr. Seelmann-Alten die Güte hatte mir mitzuteilen, im Rathause zu Dessau. — c. Derselbe Herr teilte mir freundlichst mit, daß „Scherben mit Rädchenornament“ in seinem Besitz sind aus den Diederingsfichten bei Mosigkau und weiter aus einem Felde am Gottesacker bei Reppichau. —

4. Aus dem Kreise Osterburg habe ich mir als Fundort aufgezeichnet Mechau, wo Herr Major Dr. Förtsch gegraben hat, als ich unter freundlicher Führung dieses Herrn das Museum in Halle besichtigte.

5. Burg (bei Magdeburg) und Umgegend. Im Museum zu Burg, das nicht gerade groß ist, aber sehr interessante Fundgegenstände (auch steinzeitliche) enthält, steht eine recht gut erhaltene schwarze Urne aus Schermen (No. 262; „Treppen,“ statt des richtigen Mäanders). Nur 2 Parallellinien. No. 260, auch bis auf ein größeres oben fehlendes Stück erhalten, hat ebenfalls Treppen, aber sie gehen hier organisch in die Teilstriche für die senkrechten Felder über; auch hier nur 2 Punktreihen. Unter No. 261 sind einige Scherben auf einer Unterlage zusammengeheftet, bei denen die Punktreihen zu je dreien erscheinen. Endlich teilte mir Herr Schubandt, dem ich auch hier für gütige Führung danke, mit, daß in diesem Jahre 1903 in Burg selbst bei Gelegenheit der Kanalisation Scherben mit Punktreihen zutage gebracht seien.

6. Umgegend von Prag. In den Verhandlungen der Berl. Anthrop. Ges. v. 1898, S. 201 wird berichtet über Ausgrabungen zu Podbaba bei Prag. Da sind auf S. 207 unter Fig. 4 mehrere Scherben, offenbar nach photographischer Aufnahme, abgebildet, die deutlich den Mäander („Treppen“) zeigen, mit gewöhnlichen senkrechten Feldern darunter und der Überleitung durch Zickzacklinien. Auch hier die Abart bloß

<sup>1)</sup> Nach Sup. Arch. Dessau I heißt diese Dorfstätte im J. 1568 Brüllewitz-Mark.

durch 2 Parallelen. S. auch ebenda S. 213, Fig. 14 den Mäanderscherben von Lochenic bei Prag, auch in Punktlinien.

Wenn nun Voß (Voß und Stimming, Vorgesch. Alt. der Mark Brandenb. S. 28): sagt: „Die Verbreitung der Mäanderurne erstreckt sich auf die Landstriche im Südwesten der Ostsee [und auf Bornholm], also Holstein, Mecklenburg, Altmark, Hannover und die westlichen Teile der Mark,“ und dabei ausdrücklich betont „mit Hinzuziehung des seit Hostmann neuentdeckten Vergleichsmaterials,“ so dürften die obigen Aufstellungen nötigen, den Verbreitungsbezirk wesentlich nach Süden weiter auszudehnen, und zwar in einen mehr oder weniger breiten Landstrich an der Elbe und Moldau entlang, einer uralten von den Küsten der Nord- und Ostsee nach dem Südosten Europas führenden Hauptstraße für den Handel. Wie mir scheint, werden durch die Punktgefäße Nebenstraßen markiert, die von dieser Hauptstraße besonders nach Osten gehen. Es sind an den Fundstellen Stationen gewesen, die sich nicht allzuweit von der Elbe entfernen und sie als Basis behalten mochten, aber doch nur für das weitere Vordringen in entferntere Gegenden. Ist das richtig, so dürften weitere Funde zwischen Zahna (Werbig) und Prag, sowie von Prag nach der Donau zu erwarten sein. Vielleicht ergeben sich auch auf der westlichen Seite der Elbe weitere Funde, obwohl solche auf der östlichen wahrscheinlicher sein dürften.

Betreffs der Elbe als uralter Handelsstraße darf ich mich wohl begnügen, folgende Stelle aus den Verhandlungen der Anthropol. Ges. zu Berlin von 1899, S. 396, geschrieben von Ohnefalsch-Richter herzusetzen: „Als die an Gold so außergewöhnlich reiche Mykenae-Völkergruppe (zuerst vielleicht durch eine zufällig nach dem Süden verschlagene Perle) die besten, goldig klar durchschimmernden Bernsteine, den echten Succinit des Nordens, kennen lernte, begann ein reger Gold-Bernstein-Handel zwischen dem Mittelmeer-Becken und Nord-Europa. Derselbe schlug den bequemsten Wasserweg vom Schwarzen Meere über die Donau-Moldau-Elbstraße ein, die außerdem bereits des Zinnhandels wegen bekannt war. Fließt doch die Elbe direkt durch den Zinn-Minen-Distrikt des Fichtel- und Erzgebirges und mündet sie doch dort an der Nordsee, wo die Händler sowohl den Jütland-Bernstein wie auch den Bernstein und das Zinn der britischen Inseln in fast unmittelbarer Nähe vorfanden. Ja, das sächsische Zinn ist sicher schon in vormykenischer Zeit geholt worden; denn darauf deuten die Einflüsse kyprisch-hissarlikischer Keramik und die Kupfer-Bronzefunde kyprischer Provenienz in der Steinzeit und den Bronzezeit-Gräbern der Provinz Sachsen.“

In betreff der Mäander-Urnen bleibt noch zu erwähnen, daß Bodenverzierungen nur an einem Scherben nachgewiesen werden können. Derselbe hat das Hakenkreuz (Svastika-Kr.) in Punktreihen mit nach rechts (vom Beschauer aus gedacht) gehenden Haken (Taf. I, No. 26). Die Figur ist dargestellt in 10–12 mm breiten Strichen, bei denen nicht zu erkennen ist, ob das Punkträdchen 2 oder mehr Reihen gehabt hat, da die Linien bei der auch hier zu beobachtenden geringen Sorgfalt vielfach ineinandergehen. Ein einfaches Kreuz am Boden einer schwarzen Urne glaube ich auch gesehen zu haben, kann sie aber an einer von den unter meine Hände gelangten Urnen nicht nachweisen. Ferner gibt es einzelne Gefäße, die Verzierungen in Punktlinien aufzeigen, ohne den Mäander zu bilden. No. 8 hat unter dem Halse zunächst 3 Reihen flachrunder Vertiefungen, darunter die Zickzacklinie und abwechselnd leere und gefüllte senkrechte Felder. Die Füllung geschieht mit Linien, die den Winkeln der Zickzacklinie parallel laufen. Alle diese Linien sind mit dem Punkträdchen hergestellt. Auch diese Urne ist schwarz. Vgl. auch Scherben von No. 100, 127, 418 u. 421. Wenn Hostmann (Darzau S. 13) sagt: „Ebenso selten und nur im Norden des Friedhofs fand der schwarze Überzug Anwendung bei Gefäßen, die nicht mit Punktlinien versehen und von gewöhnlicher roher Form sind,“ so dürfen wir uns einer ganzen Reihe solcher „seltenen“ schwarzen Gefäße ohne Mäander und ohne Punktlinien rühmen. So ist besonders unsere größte Urne No. 1 (größte Br. 35,5 cm; Höhe 35,5 cm) schwarz; ebenso No. 6, 8, 22, 53, 63, 77 u. a. Auch in Zahna sind schwarze Gefäße ohne Punktlinien gehoben; sie zeigen andere Verzierungen.

Eine weitere die provinzial-römische Art kennzeichnende Urne ist der Fußbecher (Kylix). Auf einem energisch betonten, teilweise ziemlich hohen hohlen Fuße, der nach oben zu schräg einzieht, baut sich ein oben weitbauchiges Gefäß auf, das am oberen Rande ein nach außen gewendetes ziemlich kurzes Mundstück hat, welches auf der etwas eingezogenen Wölbung aufsetzt. Die Gefäße dieser Art tragen die Nummern 2, 11, 81, 426, 435 u. 439. Davon ist nur No. 11 verziert, und zwar durch ein System von flachhohlkehligten Linien. Zunächst teilen 2 davon den Hauptteil des Körpers an der Stelle seiner größten Breite in eine obere kleinere und eine untere längere Hälfte. In der oberen Hälfte grenzen mehrfache parallele Streifen leere Dreiecke, die abwechselnd die Spitze oben und unten haben, ab und in der unteren gehen ebenso mehrfache parallele Streifen senkrecht, um zwischen sich zunächst leere Felder zu lassen. Diese leeren Felder sind dann oben auch wieder mit mehrfach nebeneinander laufenden dachförmigen Linien verziert.

Nur No. 439 ist mit einem Henkel versehen, dem am unteren Ende 2 flache Buckel beigegeben sind.

Bemerkenswert scheinen mir einige hohe Gefäße mit 2 ziemlich weit oben stehenden Henkeln von roher Arbeit, die aus der Tène-Zeit herübergenommen sind (No. 88, 131, 69 u. 165). Sie lieferten regelmäßig gute Ausbeute an Beigaben.

Wenn wir die Verzierungen an den übrigen Urnen ansehen, so fällt ein schwarzes Gefäß dadurch auf, daß als Verzierung aufgesetzte Rippen, also erhabene Leisten, statt vertiefter Linien, zur Gliederung benutzt sind. Diese Rippen laufen vom Boden aus nach oben bis zur Linie der weitesten Ausbauchung, um dort nach beiden Seiten breit gedrückt in Verflachung zu enden. Sie treten ziemlich massig heraus. Zwischen ihren Köpfen ist ringsum noch eine Linie durch Vertiefungen hergestellt, zum Teil flache Kreise, zum Teil senkrechte Striche (No. 53). Die Urne ist schwarz und starkwandig, auch gut erhalten (Taf. 7, No. 6). — Sonst finden sich nur vereinzelt erhabene Leisten angebracht zur kräftigen Heraushebung der Gliederung von Hals und Rumpf, wo sonst bloß eine vertiefte Linie angewandt ist. Diese Leisten sind dann durch senkrechte oder schräge Einschnitte verziert (No. 94, 101, 123, 141, 400). Auch die Buckel sind ja ebenfalls erhaben.

Betreffs sonstiger Verzierungen möchte ich folgendes erwähnen. Die schon aus älterer Zeit bekannte Weise, den oberen Teil der Urne glatt zu halten und den unteren, etwa zu  $\frac{3}{4}$ , zu rauhen, bemerken wir auch hier (No. 14, 17, 19, 89, 126, 430, 446, 457). In No. 430 ist die Rauhung in Felder gegliedert durch einfache senkrechte Striche mit der Fingerspitze. Bei No. 14 wird der Eindruck der Rauhung hervorgerufen durch flache, halbkreisförmige Vertiefungen, bei No. 19 durch Eindrücke ähnlich den Fingernägeln, bei No. 457 durch konzentrische Halbkreise.

Auch das Motiv der abwechselnd leeren und gefüllten Felder finden wir öfter. Bei No. 427 sehen wir dabei die Füllung hergestellt mit wagerechten Reihen größerer Punkte.

Linien von flachen Hohlkehlen werden benutzt, um Zickzacklinien dicht unter dem Halse zu bilden (No. 1, 63, 123, 101, 106, 110). Sie teilen die untere Hälfte in Felder durch senkrechte Streifen. Sie überziehen in verschiedenen Formen einen Fußbecher (No. 11). Sie verbreitern sich nebeneinander liegend zu Berg und Tal, im Querschnitt eine Wellenlinie bildend (No. 52, 60, 116).

Zu bemerken dürfte sein die Anwendung des gezähnten Spachtels. Dies ist ein kleiner hölzerner Spaten. Ungezähnt wird er noch jetzt

häufig angewandt, z. B. von den Fleischern zum Ausstechen des Fettes. Ein alter Arbeiter wollte mir einen gezähnten Spachtel einmal herstellen, wie er ihn zum „Buntmachen“ der Lehmfüllungen eines Fachwerkbaues, wie sie bis vor gar nicht langer Zeit noch in unserer Gegend hergestellt wurden, selbst gebraucht hatte. Wir beobachteten seine Anwendung bei No. 126 und 131 in kurzen, mehr willkürlichen Strichen, bei No. 17 in langen Linien anfangend bei der Grenze des glatten Teils und senkrecht nach unten gehend, dabei schmale leere Felder stehen lassend; ferner am eigenartigsten bei No. 21, 26 u. 119. Da setzt der Spachtel unten am Fußboden ein, wird mit ganzer Breite nach oben geführt bis in die Nähe des glatten Oberteils und liegt dann im Halbkreis um, um sich mit seinen Strichen an den Kopf des letztgezogenen Streifens anlehnend, aufzuhören. Die Eigenart dieser Verzierung ist zu beachten, da man sie sonst wohl ausschließlich für eine spätere Zeit in Anspruch genommen hat. (Vgl. Verhdl. d. Berl. anthr. Ges. 1898, S. 205.)

Was nun die Henkel betrifft, so sind vor allem die aus dem unteren Ansatz derselben entwickelten Seitenwulste in geschweifter Form unseren Gefäßen eigentümlich. Diese Wulste werden häufig begleitet von Buckeln, auch solchen in Gruppen. Es ist dann regelmäßig nur ein Henkel vorhanden, der am Gefäßrande oben ansetzt und bisweilen in scharfem Winkel nach zuerst wagerechtem Verlauf nach unten umbiegt. Dann hat er anfangs auch oben eine wagerechte Oberfläche. Statt des Henkels erscheinen aber auch häufig Buckel allein und dann in verschiedenen Gruppierungen, und zwar ein wenig unter dem Halse. So sind sie bisweilen zu dreien rings um den oberen Teil der Urne verteilt, dann auch ebenso in Gruppen zu je zweien. Bisweilen stehen aber je 3 nebeneinander (Taf. I, No. 10) oder ein Dreieck bildend mit der Spitze nach unten. Mehrfach sind die Buckel oben scharfkantig abgeplattet, sodaß sie mehr den Eindruck eines Knopfes machen. Diese Knöpfe sind bisweilen in wagerechter Linie dünn (starke Bindfadenstärke) durchbohrt (Taf. I, No. 15). Doch ist auch die Zahl der henkel- und verzierungslosen Töpfe nicht gering.

Indem ich nun zu dem Inhalt der Urnen übergehe, habe ich zuerst die sehr auffällige Tatsache zu berichten, daß bei einem beträchtlichen Teile der von mir ausgeschütteten Urnen von einer eigentlichen „Knochenschicht“ nicht die Rede sein konnte. Bisweilen gab es nur eine Spur von Knochenstückchen. Dabei waren sie aber durchaus unberührt geblieben; die Füllung machte denselben Eindruck des Alters, wie bei den übrigen Urnen mit der regelrechten Knochenschicht. Mehrfach

war ein größerer Stein als Füllstück benutzt. An Beigaben war außer Scherben fremder Urnen nur in vereinzelt Fällen etwas zu heben; so bei No. 67 zwei kleine Bronzefibeln, bei No. 84 zwei Glasperlen, bei No. 79 u. 106 Stücke von Knochennadeln und bei No. 111 u. 169 Eisenstücke. Ich füge gleich hier zu, daß bei No. 436 die dort vorhandene Knochenschicht statt einer wagerechten eine schräge Fläche bildete. Wie ist das zu erklären? In letzterem Falle durch Eile. Aber auch hier durch eine gewisse Impietät, die bei dem Mangel einer ordentlichen Knochenschicht doch sicher vorliegt? Eiliger Aufbruch, auch in vielen Fällen, wäre ja unter den eigenartigen Verhältnissen nicht undenkbar. Aber wäre es nicht auch möglich, daß die Impietät durch Trunkenheit bei den Leichenfeiern hervorgerufen sei? Das Zerbster Bier dürfen wir zu damaliger Zeit als bereits bekannt sicher voraussetzen. Meiner Meinung nach wird es die noch am meisten ansprechende Deutung sein, daß Urnenberaubung vorliegt, die in sehr früher Zeit stattgefunden haben muß. Freilich bleibt dabei unerklärt, wie in solchem Falle die beraubten Urnen ungestört davorkamen, da derlei Menschen, die das über sich brachten, gewiß nicht zart mit denselben umgegangen sind und ich mir keinen Zweck vorstellen kann, weshalb ihnen an der Erhaltung der Gefäße hätte gelegen sein können. Auch muß man wohl für die Zeit unmittelbar nach der Beisetzung voraussetzen, daß große Scheu herrschte, eine Entheiligung der „Friedhöfe“ vorzunehmen.

Daß vielfach Scherben anderer Gefäße in unseren Urnen vorkamen, ist erwähnt. Ich füge hinzu, daß ihre Beschaffenheit den Schluß auf Deutung derselben als Deckelstücke abwies. Eine besondere Besprechung verdienen Scherben aus No. 122 (Taf. I, No. 17—21), trotzdem es meist nur kleine Stücke sind. Das größte ist ein Dreieck von 7,5 cm Grundlinie und 5,5 cm Höhe. Farbe: schwärzlich-grau; Ton sehr fein geschlämmt ohne Quarz; Oberfläche und Bruch gleichfarbig, Wandungstärke 3,5 bis 6 mm; Brand nicht ganz hart. Leider ist ein Schluß auf die Form des Gefäßes unmöglich. Es ist z. B. nur ein kleines Randstück vorhanden. Der Rand ist senkrecht umgebrochen und die Ecke nur ein wenig abgeschliffen. In Entfernung von 6 mm gehen 2 durch schmale Hohlkehlen mit scharfem Rande abgegrenzte Bänder mit der Kante parallel. Das eine Band ist leer, im anderen dagegen befinden sich einige liegende Z ähnliche und aus Punkten dargestellte Linien, die jedoch an den Ecken etwas abgerundet und zu langem Mittelteile ausgezogen sind. Die Haken greifen übereinander ohne sich zu berühren, sodaß fast der Eindruck des Mänders entsteht, obwohl dieser nur

senkrechte und wagerechte Linien kennt. Es ist jedenfalls eine reizvolle Linie. Auf anderen Scherben gewahren wir mit einem einzigen Stempeldruck eingeprägte Würfelaugen in Entfernung von etwa 2,6 mm einer von dem anderen; in übermütigen, sich kreuzenden Bogen schwingen sich von jedem Auge aus zum nächstzweiten je zwei einzelne Punktlinien, die eine zur Rechten, die andere zur Linken. Sie sind mit einem Rädchen gemacht, das nur einzelne Linien bildete. Auf anderen Scherben sieht man, wie zwei nicht immer ganz parallele Linien mit demselben Rädchen gebildet, den oberen Teil eines auf der Spitze stehenden Eies darstellen. Auch das sieht leicht und anmutig aus, sodaß die Ausführung in angenehmem Gegensatz zu der etwas flüchtigen und lodderigen Art der sonstigen Verzierungen steht. Mir fiel sofort die Ähnlichkeit mit der Ausschmückung einer Initiale aus einem irischen Evangeliar des 8. Jahrhunderts in St. Gallen auf, in welcher die schrägen Z-Figuren in Punkten, die einzelne Punktlinie, das Würfelauge in einer Weiterentwicklung zu der mehr flüssigen Spirale und das Hakenkreuz auch in Weiterentwicklung der Haken zu Verflechtungen gleichzeitig, allerdings neben Schraffierung und einer schönen Kettenlinie, verwandt sind. (Vgl. Janitschek, Deutsche Malerei, S. 10.) Ich habe die Freude gehabt, daß auch Hostmann von auffällender Verwandtschaft der in Darzau und anderen Orten beobachteten Verzierungen mit den irischen von St. Gallen redet.

Ein Tongerät aus Urne No. 16, darstellend eine 6,5 cm lange, 1 cm dicke, 1,5 bis 2 cm breite Platte (Taf. III, 59), die oben ein rundes Loch von 8 mm Durchmesser hat, zeigt an der unteren, spitzeren Seite Spuren von Abnutzung. Es ist wahrscheinlich ein Schleifstein, obwohl der Ton mir etwas zu weich dazu ist. Ähnliche Stücke aus Cypern s. Verh. d. anthr. Ges. zu Berlin 1899, S. 298 Fig. XX, 17 u. 18, wozu nur bemerkt ist: „C. M. C. 481 u. 482“ (Cyprus Museum Catalogue).

Ich wende mich zunächst zu den weiteren Beigaben aus Knochen. Ob sie nicht teilweise aus Hirschhorn sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Es sind Nadeln (zum Einstecken) und Kämme, leider in keinem Falle vollständig erhalten. Das längste Stück einer Knochennadel ist etwa 8 cm lang. Die Köpfe sind etwa 10 bis 12 mm lang in verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen abgedreht (Taf. VI, 45—47) oder auch viereckig mit Einkerbungen oder auch als Ring ausgearbeitet. Ein Nadelstück ist winkelig gebogen. — Die Kämme sind Einsteckkämme mit nur etwa 10 mm langen Zähnen und hohem Kopf (2,5—3 cm), der in verschiedener Weise verziert ist. Auch hier finden wir Würfelaugen, runde oder eckige Löcher, durch

Wulste markierte Halbkreise und Einriefungen. Den Abschluß bildet oben ein Halbkreis. Die Breite ist etwa 5—6 cm. Die Arbeit zeugt von großer technischer Fertigkeit. Die Zähne, die natürlich in der Längsrichtung der Fasern gearbeitet sind, sind nur 1 mm stark, mit ebenso 1 mm Breite betragenden Zwischenräumen, ausgenommen der Eckzahn, der dicker ist. Bei mehreren Stücken (Taf. VI, 35, 37) finden wir, um das Brechen in der Richtung der Fasern von oben nach unten zu verhüten, ein oder zwei eiserne Rundstäbchen der ganzen Breite nach durchgetrieben und an beiden Enden durch Ausweitung zu Knöpfen gesichert.<sup>1)</sup> Gewiß eine bemerkenswerte technische Leistung. Wenn in einem Falle an das eine Kopfende ein schmales, spitz zulaufendes und oben umgebogenes Bronzeband angerostet gefunden wurde, so kann auch das ursprünglich zum Kamm gehört haben, zumal da eine andere Bestimmung dieses Bronzebandes kaum möglich sein wird. Wie viel Wert auf einen solchen Kamm gelegt wurde, zeigt ein interessantes Stück, wo der Kopfteil, der der Länge nach gebrochen war, durch ein sehr geschickt angebrachtes Bronzeband geflickt ist. (Taf. VI, 40.) Ein paar Stücke aus Urne No. 93 zeigen eine recht hübsche Verzierung, die durch Einritzung hergestellt ist. (Taf. VI, 41—43, 50.) Das Würfelauge ist nämlich durch Anfügung konzentrischer Kreise bis zu 10 mm erweitert und daran sind an drei Stellen Gruppen von je drei zu einem Dreieck zusammengestellten Würfelaugen angelehnt. Ein ganz ähnliches, aber weniger hübsches Stück ist abgebildet bei Hostmann, Darzau, Taf. No. 15. Eben-dasselbst sind unter No. 14 a—g eine Reihe Knochennadeln abgebildet, die zum Teil genau dieselben Köpfe haben wie unsere. Ein Kamm, der wahrscheinlich das vollkommene Bild ist, zu dem einige Stücke aus Urne No. 423 zu ergänzen sind, ist abgebildet bei V. u. St. Taf. 11, 29<sub>2</sub>. Er stammt aus Fohrde. In den Verhandlungen der Anthropol. Ges. zu Berlin 1899, S. 169—187 findet sich eine Geschichte des Haarkammes,<sup>2)</sup> woraus zu ersehen ist, daß am meisten an die unsrigen die Knochenkämme der italischen Bronzezeit mit ihren durchbrochenen, oben meist rund abschließenden und mit Würfelaugen verzierten Griffstücken erinnern und an einen aus dem Borum Eshöi (Dänemark) (S. 177, 38). „Unter den zahlreichen Kämmen der römischen Zeit aus Holz, Bronze, Eisen, Elfenbein und namentlich

<sup>1)</sup> Vgl. Jentsch, Sadersdorf, Taf. 4 No. 11 u. 12, wo ein gleiches Stück (auch S. 27, 5) u. S. 31, 10.

<sup>2)</sup> Vgl. auch Hostmann, Darzau, S. 109—111.

Knochen gibt es im Norden eine Reihe, die in auffallendster Weise den ältesten Bronzealter-Kämmen gleicht, und zwar dem Borum Eshöi-Typus, teils im allgemeinen Umriß, teils und vornehmlich in Bezug auf die drei Öffnungen in der Handhabe [= dem oberen Teile] nach Form und Stellung. Diese Stücke bestehen aus Knochen oder aus Eisen. An einem Stück aus Raben, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg, „ist die massive Handhabe etwas hohl geschnitzt, doch ließ man in der so entstandenen vertieften Fläche als Basrelief zwei Bogen stehen, die Öffnungen des Borum Eshöi-Kammes nur andeutend.“ Mit diesen letzten Worten wird auch unser auf Taf. VI, 36 abgebildetes Stück auf das genaueste beschrieben, und dürfte in der Identität des Musters ein Hinweis liegen, wie die Handelsstraße von Dornburg-Leitzkau-Lindau-Deetz ihren Weg weiter nach Belzig, wie noch heute die Eisenbahn nach Berlin fährt, schon in dieser Zeit gegangen ist. Solche Eshöi-Kämme sind aber auch gefunden bei Elbing, bei Glogau usw.<sup>1)</sup>

Gewandnadeln sind auf unserem Friedhof auch öfter zu zweien, bisweilen zu dreien gefunden. Sie wurden ja nachweislich auf der Schulter und auf der Brust getragen. In dieser späteren Zeit sind sie vorwiegend aus Bronze, aber auch zu einem nicht unbedeutenden Teil aus Silber, beziehungsweise einer Legierung aus Silber und Gold (Elektron?),<sup>2)</sup> seltener als man erwarten sollte, aus Eisen. In der Größe halten sie durchweg ein sehr bescheidenes Maß ein; die größte Länge des Bügels beträgt 4,2 cm. Dagegen ist die Spirale sehr entwickelt; sie erreicht eine Länge von selbst 4,2 cm an einigen bei geringer Dicke des Drahtes.

Die auch bei uns häufigste Form ist diejenige, für die Hostmann den Namen Wendenfibel beibehalten wissen möchte, trotzdem er leicht irreführt, da hierin nur eine falsche Annahme zugrunde liegt und eine Beziehung auf wendische Zeit durchaus in ihrem Auftreten nicht gefunden werden darf. (Vgl. Hostmann, Darzau, Taf. VII, 3—7.) Es ist eine Bügelfibel mit breitem dünnen Bügel, dem etwa in der Mitte ein hochstehender Kragen aufgesetzt ist. Auf dem Bügel und besonders dem Kragen sind verschiedenartige Verzierungen; so das

<sup>1)</sup> Die bei Beckmann I, S. 27—29 und Taf. II erwähnten kammähnlichen Stücke halte auch ich mit Olshausen für Anhänger und nicht für Kämmen.

<sup>2)</sup> Hostmann zitiert, Darzau S. 93 Anm. 11: „Plin. N. H. XXXIII, 23: *Omni auro inest argentum vario pondere; ubicumque quinta argenti postio est, electrum vocatur. Fit et cura electrum argento addito.*“

Würfelauge (Taf. II, 7, 13, 24, 26), Blattreihe mit Mittelrippe (Taf. II, 10), Reihe von Kreisen, deren jedem nach unten zu zwei Fäden in spitzem Winkel angehängt sind (Taf. II, 3), Kettenlinie (Taf. II, 13), Tremolierlinie (Taf. II, 12), Punktlinie (Taf. II, 7 u. 10), einfache Doppellinie (Taf. II, 13). — Bei einer Abart der Wendenfibeln verdickt sich der Kragen zu einer gegliederten Wulst, der Bügel wird schmaler und massiver, und am Schuhende ist ein mehrfach gegliederter Knopf aufgesetzt; auch am oberen Ende, wo der Bügel auf der Spirale aufsitzt, ist eine solche Verdickung, in die der Bügel allmählich ausläuft. Diese gegliederten Verdickungen sind dann noch besonders verziert, z. B. mit Perlstäben von anderer Metallmischung, was eine schöne Wirkung hervorruft (Taf. II, 15). Bei den kleineren Fibeln dieser Art bleibt der Kragen meist weg und nur die Verdickung an dem nach der Spirale zu gelegenen Ende wird behalten (Taf. II, 1) oder es tritt statt dessen ein besonderes Befestigungsstück ein (Taf. II, 2, 4, 8, 9, 13, 14). — Wird der Bügel zu einem einfachen geraden Blechstück gestaltet, das in stumpfer, fast rechtwinkliger Umbiegung nach der Spirale hinaufgeht und dann die Rolle des Schutzbleches für dieselbe in seiner weiteren Ausgestaltung übernimmt, so entsteht daraus eine neue Abart („Bandfibeln“). Nach dem Schuh zu hat übrigens dabei das Bügelblech rechts und links ein viereckiges Flügelstück, das zu Verzierungs Zwecken in dieser Weise überall erweitert zu sein scheint. Wenigstens trägt das interessanteste Stück unserer Sorgebeigaben eine dreifache Reihe von silbernen Perlstäben, so angeordnet übereinander, daß der Querschnitt ein Dreieck bildet. Dabei will ich gleich erwähnen, daß diese Fibel (aus Urne No. 424; Taf. II, 21) am Kopfende des Bügels, also unmittelbar an die Spirale angrenzend, die Reste einer aufgesetzten rundlichen Verzierung aufweist. Diese Fibel (Taf. II, 21) ist übrigens eine solche, die wegen der Schmalheit ihres Bügelbleches den Übergang zu der breiteren Form (Taf. II, 20 u. a.) bildet. — Bei Taf. II, 28 u. 29, den einzigen eisernen dieser Zeit, ist das Bügelblech zu einem massiven Körper verdickt. Die Ränder bilden Lyraform und in der Mitte zeigt sich eine erhöhte gerade Linie in der Längsrichtung. Arg verkrantet.

Als gemeinschaftliches Charakteristikum dürfte für alle die bisher dargestellten Fibeln die Form des Schuhs in Anspruch zu nehmen sein. Um für etwaige Falten oder dicke Nähte der Kleidung genügenden Raum zu bieten, wurde die linke Wand (vom Beschauer aus und die Spirale oben gedacht) hoch geführt bis zu 10—15 mm Höhe in der ganzen Breite derselben, um dann erst in den Bügel

überzugehen. Das ist berechnet für Beteiligung des Daumens der rechten Hand, also für Rechtshänder. Diese Betrachtung gilt übrigens nicht bloß für die letztbesprochene Fibelart, sondern für alle Arten. Auch wenn der Schuh durch ein rundliches Stück in den Bügel übergeführt wird, sitzt dasselbe gleichfalls immer an derselben linken Seite.

Schließlich wird aus dem rechteckigen Bügel aus Bronzeblech mit Seitenflügeln eine massivere runde Scheibe. Daß für die damalige Technik die runde Scheibe bequem und für Anbringung von Verzierungen beliebt war, können wir schon schließen von Taf. II, 42 und III, 21 aus der Tène-Zeit. Wir kommen aber hiermit zu dem interessantesten Teil unserer ganzen Besprechung, nämlich zur Zeitbestimmung unseres Fundes, soweit er dem jüngeren und reicheren Teile angehört. Wir betrachten zunächst auf Taf. III, 13 u. 19 aus den Urnen No. 52 u. 55. Bei No. 13 ist die Spirale ganz flach auf einer Seite der Scheibe aufgelegt. Dieselbe zeigt keine Umbiegung wie bei den Bandfibeln an den Spiralseiten. Bei Taf. III, 19 finden wir eine flache Erhöhung mit aufliegendem Balken nach dem Schuh hin,<sup>1)</sup> auch ohne Umbiegung der Scheibe. Man wollte eben die Scheibe in ihrer Form unbeeinträchtigt erhalten, während bei der viereckigen Platte eine Umbiegung nach der Spirale zu der Wirkung für das Auge keinen Eintrag tat. Die Scheibe war eben der Verzierung wegen beliebt, und man gravierte entweder dieselbe wie in Zahna, oder man brachte Email darauf an, wie in Darzau (Hostmann, Taf. VIII, 11 u. 12). Letzteres war vielleicht auch bei uns der Fall, ist aber verschwunden. Der Schuh blieb aber der gewöhnliche, d. h. er saß auf ziemlich hoher Wand, sodaß der Raum zwischen Scheibe, Nadel und Schuh ein Dreieck bildete, statt wie sonst ein Viereck. Dachte man aber dabei genügend Platz zu behalten für die Kleiderfalten, die durch die Fibel zusammenzuhalten waren, so war das bei der Kleinheit der Platte ein Irrtum. Aus der geringen Erhöhung bei Taf. III, 13 wurde darum eine ebenso hohe wie auf der Schuhseite. (Taf. III, 14 u. 15.) Dabei behielt man zuerst die Spirale aus alter Gewohnheit bei.<sup>2)</sup> Da aber diese offenbar sich als hinderlich beim Gebrauch

---

<sup>1)</sup> Ebenso in Zahna, a. a. O. S. 13 Fig. 22.

<sup>2)</sup> Laut gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Siebert-Bernburg ist die dort in der großen Aue gefundene und im Altertums-Museum aufbewahrte Scheibefibel ebenfalls von der Art; daß auf einer Erhöhung mittelst aufgesetzter Wand die Nadel mit Spirale aufsitzt.

erwies, so glaubte man sie wieder später entbehren zu können und brachte, wie die in Darzau gefundenen zwei Stücke (Hostmann, Taf. VIII, 11 u. 12) zeigen, die Nadel in einfachem Scharnier an. Daß die Entwicklung in dieser Weise vor sich gegangen ist, weil sie das mußte, wird hoffentlich keinen Widerspruch finden. Damit ist aber dann auch ihre zeitliche Aufeinanderfolge gegeben und sind jedenfalls die mit Scharnier die spätesten. Hierzu stimmt ganz prächtig, was Hostmann vom Mäander in Darzau sagt, daß derselbe in der zweiten Hälfte des Friedhofs wieder gänzlich verschwunden sei. So etwas können wir bei uns nicht festlegen. Vielmehr bilden die Mäanderurnen den Schluß des ausgegrabenen Platzes. Darum haben wir also hier bei uns die frühere Entwicklung der Scheibensfibeln und in Darzau die spätere. Unser Friedhof dürfte daher um ein wenig früher als der von Darzau anzusetzen sein, wenn er auch im großen und ganzen gleichzeitig mit ihm ist. Vgl. auch Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1898 S. 206 Anm. 1. „In dieser Sandgrube [der Reiserschen bei Podbaba unweit Prag] wurden auch drei Scherben mit Mäandern [in Punktlinien, wie die photographische Abb. ausweist], zwei römische Münzen (davon eine „Faustina“) und eine römische Fibula gefunden.“ Nun sagt Hostmann (Darzau 72/73) folgendes: „In unseren nördlichen Gegenden verhältnismäßig nur wenig verbreitet, kommen sie allerdings häufiger vor in römischen Niederlassungen und Friedhöfen . . . In dem römischen Friedhofe von Flavion in Belgien, dessen Münzen überhaupt nur bis Commodus reichen, fanden sich zwei Emailspangen in einem Grabe mit Münzen des Tiberius; die meisten aber neben Münzen aus der Zeit von Vespasian bis Antoninus Pius; und ein ähnliches Resultat soll nach Lindenschmit die Untersuchung der römischen Gräber bei Mainz ergeben haben.“ Nehmen wir dazu, daß die sämtlichen Sachen von der Sorge mit denen von Darzau eine überraschende Ähnlichkeit besitzen, so wird man an der allgemeinen Gleichzeitigkeit beider Friedhöfe nicht zweifeln dürfen. Darzau hat aber drei Spangen vollkommen gleich (und zwei von ihnen sind fast vollkommen gleich zwei der unsrigen) mit den entsprechenden Spangen aus Amelinghausen, Kr. Lüneburg, wo u. a. auch zugleich ein römisches Schöpfgefäß mit dem Fabrikstempel P. Cipi. Polibi gefunden wurde. Dieser Stempel gehört aber dem ersten größeren Teile des ersten Jahrhunderts n. Chr. an, da auch in dem 79 n. Chr. verschütteten Pompeji mehrere ausgegrabene Gefäße denselben Stempel P. Cipi. Polibi tragen. (Hostmann, Darzau, S. 61 Anm. 1, wo nähere Nachweise.) Danach kann kein Zweifel sein, daß unsere Scheibenspangen und damit die späteren

Beisetzungen unseres Urnenfriedhofs Sorge überhaupt in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. zu setzen sind.

Die sogenannten Ringfibeln unseres Fundes werde ich erst bei den Schnallen besprechen, da sie m. E. zu diesen gehören. Sie entbehren des Schuhs. Sie sind auch schon in Urnen der Tene-Zeit gefunden.

An Einstecknadeln sind mehr aus Silberlegierung verschiedener Art als aus Bronze gefunden. Die aus Silber mit Gold wiesen keinerlei Oxydierung auf und zeigten hellstrahlendes Äußere. Sie waren meist mit flachem Kopfe versehen ähnlich den geschmiedeten Nägeln, aber trotzdem etwa 1 cm unter demselben rechtwinklig umgebogen, um größeren Widerstand gegen das Herausfallen, wohl aus dem Haare, zu bieten. Zwei waren zum Halbkreis umgebogen.

Die gefundenen Nähnadeln waren aus Bronze und von der Größe und Form unserer Stopfnadeln.

Hostmann redet sodann von sogenannten Hakennadeln (S. 77), „die aus einem einfachen, an beiden Enden hakenartig gebogenen und zugespitzten Drahte [muß meist heißen: dünnem Bande<sup>1)</sup>] bestehen.“ Voß bezeichnet sie (S. 25) als „bandförmige Streifen von verziertem Bronzeblech, an den Enden rechtwinklig umgebogen . . . Vielleicht gehörten sie zu kleinen Kasten, in welchen die Frau ihre notwendigsten Geräte aufbewahrte und welche zugleich unsere modernen Nähkästen und Arbeitskörbe vertreten.“ Nach ihm Kautzsch in Mitt. a. d. Prov.-Mus. d. Prov. Sachsen 1900 S. 8 als „sogenannte Kästchenbeschläge.“ Abgesehen davon, daß die Herstellung solcher Nähkästchen, da sie bei den damaligen Werkzeugen aus einem einzigen Stück Holz gemacht werden mußten, eine sehr mühevoll und wenig lohnende Arbeit war, kann man diese Streifbänder auch nach Voß' Deutung nur für den Deckel ansprechen; dazu gehörte hinten ein Scharnier usw., was nie gefunden ist. Daher fügt auch Voß das Wort „wohl“ zu. Das einzig Richtige dürfte sein, sie als Beschlag für den Deckel einer Korb- oder Binsenflechtereie zu nehmen. Die Lücken des Flechtwerkes forderten geradezu dazu auf, wenn man einen solchen silbernen Streifen als Verzierung auflegen wollte, diesen zu solchen spitzen Stiften umzubiegen, wie wir sie hier auch bei uns sehen. Wenn man sie dann herauszog, so nahm das Metallband sehr leicht die gebogene Form an, die wir öfter finden. Solch ein Metallband

<sup>1)</sup> Vgl. Taf. VIII, 11, 16, 17 u. 33.

hatte dann auch vielleicht den Zweck, eine kleine Decke aus Zeug oder Fell zugleich zur Zierde und zum Schutze gegen Regen etc. festzuhalten. Sehr instruktiv ist das bei Voß und Stimming V, Taf. 2, 6<sup>a</sup> B abgebildete Stück, bei welchem in der Mitte und nahe den beiden Enden Knötchen angebracht sind und das eine Endstück, ehe es in den spitzen Haken übergeht, einen erhöhten Bogen bildet. Die Knötchen geben den Ort an, wo am füglichsten Fäden, welche zu beiden Seiten des Bandes durch das Flechtwerk geführt werden, zur größeren Befestigung des Bandes am Korbdeckel anzubringen sind, etwa unmittelbar links und rechts von dem Knoten. Der Bogen am Ende bot als Griff passende Gelegenheit zum Anfassen für die Finger, wenn der Deckel gehoben werden sollte. Dadurch ist auch die Mitte des Korbdeckels als Ort des Belagstreifens festgelegt. Korbwaren und allerhand anderes Flechtwerk wird man als Ergänzung zu unseren Fundsachen sehr viel hinzu denken müssen, wenn man sich ein Kulturbild dieser Zeit vergegenwärtigen will. Für Haushaltung und Reise hatte man sicher gerade solche Dinge viel, die aus Stoffen, welche die Natur in fast fertiger Form darbot, mit den einfachsten Hilfsmitteln gefertigt werden konnten. Mir steht noch lebhaft vor Augen aus meiner Jugendzeit, was der „Kober“ für eine Stelle bei den Landleuten einnahm. Das war ein Spangeflecht etwa in der Gestalt eines schmalen Tornisters von sehr geringem Gewicht. Vom Boden aus ging zu beiden Schmalseiten durch Kober und Deckel ein Strick, an dem man das Ding von der Schulter herabhängen ließ. Auch wenn man den Deckel hochhob, blieb er am Strick. — Wir haben solche Metallbandstreifen an Urnen No. 89, 412, 416 und einer unbezifferten. Sie zeigen als Verzierung Kreisreihen und Verschlingungen. Das Material ist bei uns mit einer einzigen Ausnahme, wo Bronze verwandt ist (No 412), Silber. — Die Endstifte an diesen Beschlägen bilden ein Mittelding zwischen Nadeln, die bei durchlässigen Stoffen angewandt wurden, und Nägeln, die nur in feste Stoffe getrieben wurden, da sie in bei festen Gegenständen vorhandene Löcher hineingesteckt wurden. Dadurch dürfte die Idee des Nagels überhaupt angeregt worden sein.

Von Nägeln ist, wenn ich absehe von dem höchstwahrscheinlich als Nagel anzusprechenden Stück (Taf. III, 72) aus Eisen, nur ein kleiner, unseren Drahtstiften gleichender aufgefunden. Er haftet noch in einem Stück dünnen Bronzeblechs und ist ebenfalls aus Bronze (Taf. III, 56). Bei den römischen Funden aus Heddernheim im Städt. Museum von Frankfurt a. M. waren eiserne Nägel von der Art des auf Taf. III, 72 dargestellten nichts Seltenes.

Bronzene Niete sind bei uns und den entsprechenden Funden als zugehörig zu Beschlagstücken für Leder usw. so häufig, daß sie nicht im einzelnen durchgesprochen zu werden brauchen.

Dagegen muß besonders erwähnt werden, daß Köpfe von Nieten oder Nägeln in Glockenform, die an unsere Polsternägel erinnern, nur daß sie bedeutend höher sind, bei uns gefunden wurden. Vgl. Taf. III, No. 29 u. 30. Auch sie sind von Bronze und stammen aus Urne 3. — In einem Sattler-Preisverzeichnis heißen sie „Koffernägel.“

Aus Urne No. 55 stammt das Stück Silberdraht, das auf Taf. III, No. 48, dargestellt ist. Nach Hostmann, Darzau, Taf. VIII, No. 28 und der Tafel f. vorgesch. Gegenst. der Prov. Sachsen Röm. Z. No. 6 ist es als Teil eines Armrings zu deuten. Ebenso wird auch das bronzene Stück Taf. III, No. 47 aus Urne 199 als solches anzusprechen sein. Von anderen Drahtenden möchte ich nur eins erwähnen, weil es gedreht ist, Taf. III, No. 41. Es gleicht darin dem aus Zahna a. a. O. S. 18, Fig. 31. Die übrigen dürften keinen Anspruch erheben auf weitere Besprechung.

Ebensowenig möchte ich eingehen auf die kleinen Beschlagstücke von Bronze und die Einfassungen für Riementteile oder ähnliches. Doch dürfen wir mit solchen Dingen wohl nicht verwechseln Taf. III, No. 49, aus Urne 89. Es stellt dar eine sogenannte „Schlaufe, d. h. zwei in mäßigem Abstände durch Nietstifte miteinander verbundene Blechplatten zum Durchziehen von Riemen“ (Jentsch, Sadersdorf S. 40).

Kleine silberne Halsbandschließen in S-Form sind 3 gefunden, nämlich in Urnen 391, 430 und einer unbezifferten (Taf. VI, 13 u. 15). Die von Zahna (a. a. O. S. 7, Fig. 7) ist etwas größer und ohne Gliederung in der Mitte. Vgl. auch die aus Reg.-Bez. Marienwerder, Zeitschr. f. Ethnol. XXXIV, Taf. VIII, No. 10a—14.

Zwei kleine Stücke Silberblech Taf. II, No. 68 und eins aus Bronze sind mit dem Tremolierstrich verziert.

Taf. II, No. 61 ist ein halbkreisförmiges eisernes Schlußstück eines Riemens, an welchem beweglich zwei andere kleine Schlußstücke für schmale Riemen laufen. Auch die zwei kleinen Stücke sind von Eisen. Ähnlichem Zwecke dient ein kleiner Bronzering, auf welchem ebenfalls zwei kleine bronzene Riemensschlußstücke beweglich angebracht sind (Taf. II, 66 aus Urne 14; vgl. auch ein ähnl. Stück aus Urne 415).

Pinzettenartige Hängeknäufe, richtiger mit Jentsch „Riemenzungen“ oder „Endzungen von Riemen“ haben wir 13, davon 2 aus Eisen die übrigen aus Bronze (Vgl. Taf. II, 64; III, 34, 42—44, 54, 55, 74, 75, 76). Sie werden verschieden gedeutet, als angewandt bei Pferdegeschirr, als benutzt bei Toilettengegenständen zum

Schnüren für Frauen, als Handgriffe weiblichen Arbeitsgeräts u. dergl. Mir scheint, man bleibt am besten bei der Deutung, die in dem Worte Riemenzunge liegt. Auf eine Befestigung am Ende eines schmalen Riemens deutet unbedingt der Niet am breiten Ende des Stückes. Solche Riemenzunge erleichterte ebenso das Durchziehen des Riemens durch eine Schnalle oder einen Schlitz, wie bei einem modernen Schlips das kleine Blechstück, das in das durch das Schnallenende desselben durchzuziehende Stück eingenäht ist. Auch Leder wurde mit der Zeit schlapp und schwierig beim Durchziehen. Da sind an unseren „Riemenzungen“ die vielen Rillen ganz praktisch, da sie sofort das Zurückrutschen hinderten, wenn nur erst die Zunge ein wenig durchgeführt war; man konnte dann loslassen und an beliebiger Stelle des Riemens nachziehen. Daraus erklärt sich auch der häufige Befund des Abbrechens des eingerieften Endes; aber auch ebenso das Verbiegen des Stückes, besonders an dem gespaltenen Teile (Taf. II, 64). Wenn Gewalt beim Durchziehen des Riemens angewandt wurde, drückte der Daumen, da man natürlich, um in der Hand mehr Widerstand zu haben, die Riemenzunge zum Riemen senkrecht umbog, leicht diese Zunge aus der geraden Linie heraus. So ist der erste Zweck dieser Stücke ein praktischer. Wenn sie dann den Eindruck der Zierlichkeit in einem Maße machen, daß man diese Zierlichkeit als alleinigen Zweck gewonnen hat, so ist das ein Kompliment für die damaligen Handwerker, wobei man wünschen möchte, daß man auch in unseren Tagen dasselbe in ähnlichen Fällen machen könnte.

Ein anderes Stück, das auch als Riemenzunge zu gelten hat, aber in anderer Weise als die eben besprochenen, ist das auf Taf. II, No. 63 dargestellte. Hier läuft das dem Nietende entgegengesetzte Ende in ein Ohr aus. Zunächst vermutete ich, daß dies zum Durchziehen eines Bindfadens bestimmt sei. Das mag ja wohl auch manchmal der Fall gewesen sein. Aber, wie man irren kann, wenn man bei seinen Vermutungen allein auf das Stück angewiesen ist! Bei Jentsch, Sadersdorf Taf. I, Fig. 6 befindet sich dasselbe Stück und ist da durch das Ohr — eine Fibel mit der Nadel durchgesteckt. Solch ein Ding war also ein Behälter für eine Gewandnadel!

Eine wirkliche Pinzette aus Eisen ist ein Stück aus Urne 119. Ebenso vielleicht eine aus Bronze, wenn auch das dazu verwendete Blech sehr dünn ist, das Taf. II, No. 59 abgebildete Gerät aus Urne 128.

Zwei eiserne Scheren von der Gestalt unserer Schafscheren stammen aus Urnen 68 u. 170 (vgl. Taf. IV, 50). Ich habe irgendwo gelesen, daß sie auch dem Krieger zugehörten, weil er dem über-

wundenen Feinde zum Zeichen der Knechtschaft — das Haar zu scheren gehabt habe! As you like it.

Ganz besonders wichtig sind die beiden Bandstreifen (Taf. III, 37 u. 39). Sie sind aus Silber-Gold (Elektron?). Auf der unteren Seite sind sie flach und auf der oberen gewölbt. Dabei bemerken wir gegen das eine Ende hin senkrecht aufsitzend einen kleinen Sattel. Die Streifen sind 7,4 cm bzw. 4,7 cm lang, 4 mm breit und 1—2 mm dick. Herr Rentier Altmann in Zerbst, der früher Goldarbeiter war, bezeichnete, mir höchst annehmlich, diese Streifen als Gußstücke und die hervorstehenden Teile als für das Eingußloch charakteristisch. Aus solchen Gußstücken würden dann Ringe gefertigt. Da eine andere Erklärung nicht wohl denkbar ist, so haben wir hier einen Hinweis darauf, daß an der Wohnstätte, die zu unserem Sorge-Friedhof gehört hat, auch Goldschmiedearbeit getrieben ist. Daß für die Urnen eine ähnliche Vermutung heimischer Arbeit vorliegt, ist schon früher erwähnt.

Ein sehr interessantes Schmuckstück, das für unsere Sorge ein Unikum bedeuten dürfte, ist der Taf. IV, No. 8 dargestellte Anhänger aus Bronze. Er ist 7,5 cm hoch, bis 2,7 cm breit und so stark durchbrochen, daß man ohne genaueres Hinsehen ein Geflecht aus dickem Draht vor sich zu haben meinen könnte, obwohl es gegossen sein muß. Von einem Ringe, durch den die tragende Schnur bequem hindurchziehen war, gehen schräg nach unten in gleichen Abständen 4 Linien, die bei  $\frac{3}{4}$  der Gesamtlänge durch Querstäbe auseinandergehalten werden und sich dann nach unten zu einem ein wenig längeren, als halbrunden Kreise wieder zusammenschließen. Das Schlußende ist ein Knauf. Zwischen je 2 Seitenlinien, sowohl oben als unten hängen girlandenartig ovale Linien. — Auch ein Anhänger in Kreisform mit Henkel, flach gegossen, wie wir sie aus der Tène-Zeit haben, ist in Urne 396 gefunden.

Zwei Stücke eines derben Halsringes (Taf. IV, 10 u. 13) sind wohl in dieser Zeit nur noch als Erbstücke aufbewahrt gewesen. Sie sind aus Bronze, hohl, und bilden regelmäßige ziemlich gleiche Wulste mit dazwischen liegenden erhabenen Fäden. Nur der vordere Wulst an der Öffnung ist bei beiden Stücken größer als die anderen. Das eine Stück (No. 13) ist nach dem abgebrochenen Ende zu geflickt, indem ein dünnes eng anschließendes Bronzeblech über die Bruchenden gelegt ist. Auch solches Flicker läßt auf heimische Arbeit schließen.

Ein kleiner Löffel von Eisen, in Form und Größe unserer Salzlöffel, dürfte auch nichts anderes als ein solcher sein und läßt, wie

ja auch manches andere in unserem Funde, soweit er der römischen Zeit angehört, auf verfeinerte Lebensgewohnheiten schließen. Er stammt aus Urne 100 (Taf. III, 62). Jentsch, Sadersdorf (S. 33), bildet einen ähnlichen ab, den er aber S. 30, Anm. 1, da der nach dem Ende hin verbreiterte Stiel (vgl. S. 80) gespalten ist, als Riemenzunge nimmt. Bei uns unmöglich.

Eiserne Schlüssel sind zwei gefunden (Taf. IV, 33 u. 47), beide in Urne 455. Sie sind 14 bzw. 16,5 cm lang und haben ein Öhr, um am Bande getragen zu werden. Im übrigen gleichen sie den bei Hostmann Taf. X, No. 7 abgebildeten, nur daß bei unseren der Stiel länger ist.

Schnallen haben wir eine erhebliche Anzahl und von der verschiedensten Art gefunden. Es dürfte geboten sein, gerade an der Hand unseres Materials, die Entwicklung der Schnalle zu verfolgen. Wir besprechen daher zunächst die „Ringfibeln.“

Mit den Ringfibeln tritt ein neues Prinzip<sup>1)</sup> auf für ein Instrument, das der zeitweiligen Zusammenfügung getrennter Kleiderteile dienen soll. Der Name Fibel ist dafür eigentlich gar nicht mehr passend, denn der Fibel wesentlich ist, daß sie die Nadelspitze durch Metallteile so verbirgt, daß in der Ruhelage der Fibel die Hand vor Verletzung durch dieselbe vollständig bewahrt bleibt. Hier kommt die Nadelspitze wieder frei zu liegen. Die Ringfibel besteht aus einem Metallringe, auf welchem eine Nadel von etwas größerer Länge als der Ringdurchmesser sie hat, mit einem größeren runden Öhr zu bequemer Beweglichkeit aufgereiht ist. Die Spitze der Nadel liegt auf dem gegenüberliegenden Teile des Ringes offen auf. Sollten nun zwei Gewandteile mittelst der Ringfibel zusammengefügt werden, so mußten sie erst durch den Ring ein wenig von unten hindurchgezogen werden, worauf sie dann oben beide mit der Nadel durchstoßen wurden. Zog man dann die Gewandteile wieder glatt, so drückte sich die Nadel mit diesen um so mehr auf den Ring nieder, je mehr gezogen wurde. Da haben

<sup>1)</sup> Man ist wahrscheinlich darauf gekommen durch das sicherlich leichte und oft vorkommende Abbrechen der umgebogenen Enden an den Gürtelhaken. Da diese meist in einen Ring eingriffen, weil dadurch das Reißen des Zeuges verhindert wurde, so brauchte man bloß innerhalb des Ringes das Zeug ein wenig emporzuziehen, eine Nadel hindurchzuführen und die Ringfibel war der Idee nach da. Man brauchte ja nur eine Nadel gleich am Ring festzumachen, was man ja auch sonst schon kannte. Daß die Ringfibel schon in der Tène-Zeit entstanden ist, wird durch unsere Sorgefunde auf das bestimmteste festgelegt. Dadurch wird auch die hier gegebene Erklärung ihrer Entstehung unbedingt nahegelegt.

wir im Grunde die fertige Schnalle. Die Nadel braucht bloß durch einen stumpfen Dorn ersetzt zu werden, dem ein fertiges Loch in einem Riemen entspricht. Vgl. Taf. IV, No. 43 bezüglich solcher Schnallen aus Urne 80. Das bedeutet aber einen nicht geringen Fortschritt gegenüber der Fibel, der diese in die Aushilfsstelle zu nur kürzere Zeit dauernden Zusammenfügungen drängt oder als Schmuckstück. Worin liegt dieser Fortschritt? Der Bügel der gewöhnlichen Fibeln bildet sozusagen ein totes Glied, das wohl zu Verzierungen herausfordert, aber dem Zwecke der Fibel, die Gewandteile zusammenzuhalten, nur insofern dient, als er das Herausfallen der Nadel verhindert, im übrigen aber, sobald ein Überwurf darüber gelegt wurde, hinderlich und lästig wurde. Der Ring der Ringfibel aber, weil er unter die Nadel zu liegen kommt und nicht wie der Bügel in seinem Hauptteile oben darüber, preßt sich, je mehr die Gewandteile ihre Schwerkraft ausüben, in seiner ganzen Ausdehnung auf das Gewand als lebendiges Glied des Ganzen. Dadurch hindert er auch ein Hin- und Herschieben der durchstochenen Kleidungsstücke. Dazu liegt er flach auf samt der Nadelspitze, was nun wenig Hinderung bereitete. Nur die Nadelspitze konnte lästig werden, was dann durch Abschleifen zum stumpfen Dorn der Schnalle beseitigt wurde. Die volle Ausnutzung des flachen Aufliegens wurde allerdings erst erreicht durch Umbiegen der Enden des nicht geschlossenen Ringes in der Ebene desselben zu Spiralen. Zuerst stehen diese Enden senkrecht hoch (Taf. XVII, 30 aus Urne 30), dann werden sie, da sie so zu mißlich wirkten, zu kleinen Scheiben gewickelt, die erst auch noch hoch stehen, (Taf. IV, 36 u. 34) schließlich aber, da auch das nicht genügt, flach zur Ebene des Ringes niedergelegt werden. Eine andere Weiterentwicklung, als vollständiges Schließen des Ringes unter Fallenlassen der an die beiden offenen Enden desselben sich knüpfenden Folgerungen, sowie Verwandlung der Nadel in einen stumpfen, dicken Dorn, also zur Schnalle, beobachten wir bei uns nicht. Es ist aber interessant, daneben den Blick auf eine andere Entwicklungsreihe zu richten. In meinem Besitz ist der Katalog der Ausstellung zum X. archäol. Kongreß in Riga 1896, den ich der Freundlichkeit der Freiin Kitty von Bistram-Mescheneeken in Kurland verdanke. Danach hat sich dort die Ringfibel, auch mit 3 Stollen versehen „Hufeisenfibel“ genannt, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten, wie Taf. 30, Fig. 2, No. 5—8 zeigt. Davon ist nur No. 6 ganz geschlossen und trägt die Inschrift: Help. Got. Ut. Not. Afgo, hat aber die Nadel, wie die übrigen, während diese noch sämtlich den an einer Stelle offenen Ring mit verzierten Enden zeigen. Es würde interessant sein, den Verbreitungsbezirk festzulegen unter gleichzeitiger

Beobachtung der Vorkommenszeiten, ob nicht vielleicht hier bei uns die Entstehung der Ringfibel zu suchen sei. Jedenfalls findet sie sich bei uns schon in der Tène-Zeit (S. bes. Taf. IV, 34, wo eine Ringfibel ursprünglicher Art mit einem Gürtelhaken, also einem charakteristischen Stück der Tène-Zeit, das in der römischen verschwindet, zusammengerostet ist). — Vgl. hierzu Mestorf in Verhdl. d. Berl. anthrop. Ges. 1884, S. 27—30.

Von solcher Weiterentwicklung der Ringfibel, die unter strenger Festhaltung der Idee nur den offenen Ring mit allerlei Zierat versieht, haben wir bei den Sorgefunden nichts vorzuführen. Es bleibt hier bei den einfachsten Formen, die dem dünnen Bronzedraht von den offenen Enden gegeben werden. Wohl aber ist eine andere Entwicklungsreihe in unseren Sorgefunden dargelegt, die mit der Schließung des Ringes beginnt (Taf. IV, 37), dann Verstärkung desselben zugleich mit Umwandlung der Nadel in einen stumpfen Dorn bringt und beides aus Eisen nehmend die Entwicklung fortführt (Taf. IV, 43). Weiter wird ein Bogenstück zur Sehne (Taf. IV, 26, 29, 32), wobei man schon teilweise zur Bronze zurückkehrt (Taf. IV, 23, 27) und wird die Sehne als offenes Stück, verziert durch Schraffierung des obersten Teils (Taf. IV, 27). Es folgt die Verwandlung des Teiles, an dem der Dorn beweglich angebracht war, in eine gerade Linie, weil der Dorn an einem Bogen schwerer an die gewünschte Stelle geschoben werden könnte, als an der geraden Sehne. Endlich wurde, weil man einen flachen Riemen leichter an einem geraden Metallstück, als an einem gebogenen entlangziehen konnte, auch der übrige Bogenteil zu drei geraden Linien, sodaß statt des Kreises schließlich ein Rechteck da war. Auch dabei traten neue Verzierungen auf, die Basis durch Wulste markierend (Taf. IV, 31). Schließlich erkannte man, daß am besten der Dorn in der Mitte festgelegt wird und so werden dann an dem für das Dornöhr bestimmten Stabe Blechteile angebracht, die in der Mitte Spielraum für das Dornöhr lassen, sonst aber den Dornöhrstab umhüllen und nach hinten auf den Riemen festgenietet werden (Taf. IV, 18—20). Daß sich darauf, wie bei Taf. IV, 10, wieder der übrige Schnallenteil in Rundung zu flachem Halbmond abgeplattet zeigt, ist wohl nur des Aussehens wegen geschehen, ist aber eine mehrfach aufgefundene (auch an anderen Orten) Art und darum als beliebt zu bezeichnen. „Rückgurtschnalle“ eines Preisverzeichnisses von heute.

Ein Gerät, das man ja zunächst als Pfriemen zu bezeichnen hat, das aber auch als Stilet eine nicht zu verachtende Waffe war, haben wir in einem Falle in Urne 425 (Taf. V, 15) mit erhaltenem Knochengriffe ge-

funden.<sup>1)</sup> Derselbe ist verhältnismäßig kurz (6 cm), sauber abgerundet, mit breiterem unteren Ende, berechnet für Druck oder Stoß. An diesem Ende ist der Griff durchlocht, sodaß das Werkzeug offenbar an einer Schnur getragen wurde. Ebenso ist ein Stück recht gut erhalten geblieben, das durch Schmieden und darum ursprünglich viereckig hergestellt ist; der im Griff verschwindende Dorn ist schwächer gehalten, mit bestimmtem Zurücktreten und weniger sorgfältig gearbeitet (Taf. V, 10). Aber auch andere verrostete Stücke sind allem Vermuten nach Pfriemen oder Stilette gewesen.

Messer gibt es vom Sorgefelde zweierlei, solche mit gekrümmter Klinge („Rasiermesser“) und solcher mit gerader. Sie sind sämtlich von Eisen.

Die „Rasiermesser“ haben eine in verschiedener Weise zurückgebogene Klinge. Man vergleiche z. B. das auf Taf. V, 5 aufgeheftete Stück (Urne 429) mit dem aus Urne 133 auf Taf. V, No. 19. Während letzteres ganz flach gebogen ist, ist das erstere in so großem Bogen gehalten, daß es geradezu zuletzt etwas umbiegt. Dabei sind sie von sehr verschiedener Größe. Während das aus Urne 429 eine Schärfe-Länge von 14 cm hat, hat das kleinste, sehr gut erhaltene,<sup>2)</sup> nur eine solche von 5 cm. Dieses kleinste aus Urne 133 (Taf. V, 19), bedingt einen Griff von Holz, Horn oder Knochen; bei anderen ist der Dorn ringartig umgebogen und dadurch zum Griff gestaltet (Taf. IV, 45, 46 aus unbezifferten Urnen und eins aus Urne 289). Dies scheint die ursprünglichste Form zu sein. Bei dem aus Urne 429 ist der Griff bogenförmig gehalten und sein Ende hat eine in der Ebene der Klinge gehaltene Durchlochung, sodaß es ebenfalls an einer Schnur hängend nach unten getragen ist. Ob das Rasieren allein oder überhaupt Zweck der Messer gewesen ist, steht dahin. — Die Sattler gebrauchen jetzt solche zurückgebogene Messer gern zum Schneiden des Leders.

Die übrigen Messer mit ihren bis 15,5 cm langen kräftigen Klingen machen durchaus den Eindruck von Waffen. Der Dorn sitzt teils in der Mitte, teils an der Nackenseite, d. h. in einer Linie mit der stumpfen Seite der Klinge. Soweit sich erkennen läßt, sind sie

<sup>1)</sup> Jentsch, Sadersdorf S. 39, 7, „Pfriemen von 7,5 cm Länge, auf dessen drehenden Orte von 2 cm Länge ein genau anschließender hohler Knochen aufgezogen ist.“ S. 83, 6, Pfriemen 10, teils mit Knochengriff, teils mit Knochenfutteral.

<sup>2)</sup> Hostmann Drz. 84. „Obgleich fast alle Klingen von Feuer und Rost völlig zerstört wurden, blieben doch drei von ihnen so gut erhalten, als ob sie erst kürzlich unter dem Hammer des Messerschmieds hervorgegangen wären. Sie müssen in einer glühenden Schicht von Asche gelagert gewesen sein, wodurch sich ein dünner Überzug von magnetischem Eisenoxyduloxyd bildete, den man in neuerer Zeit als edlen Eisenrost bezeichnet, früher aber wohl für einen künstlich präservierenden Anstrich gehalten hat.“

sämtlich nur einschneidig. Daß sie als Waffen zu gelten haben, dafür spricht u. a. auch das Zusammenrosten eines Messers mit einer Speerspitze (Taf. V, 12 u. 13, Urne 170).

Beile haben wir zwei gefunden, nämlich in Urne 3 und einer unbezifferten. Beide haben im Nacken nach der entgegengesetzten Seite der Schneide einen kurzen breiten Ansatz, wie bei unseren Hämmern (nur kürzer). Beide sind auch für unsere Begriffe von einem Beile sehr klein und von kurzer Schneide. Das eine ist nur 10,5 cm lang, das andere 15,5 cm mit 4 bzw. 5 cm Schneidelänge. Dieser Nackenansatz dürfte charakteristisch für die römische Zeit sein. Er ist vielleicht in der Weise der Fabrikation begründet; denn, hatte man nicht am Ambos selbst ein Stück, das das Zusammenschmieden der beiden Enden bei Belassung des Loches durch Übereinanderlegen ermöglichte, wobei denn das Schneideende frei in der Luft schweben konnte, so mußte man schon in der Weise die beiden Endstücke zusammenbringen, daß man sie um einen kalten Rundstab herum legte und hinter demselben zusammenschweißte, wobei dann ein kleines Ende der Sicherheit halber stehen bleiben mußte. Einen Zweck für Benutzung des Beiles hat dieses hervorragende Kopfstück offenbar nicht (Taf. V, No. 3 u. 6).

Eiserne Speerspitzen haben wir sechs Stück vollständige und von einer siebenten ein Stück. Davon ist keine der andern gleich. Die größte ist 62,5 cm lang, hat ein 5 cm breites Blatt und eine 10 cm lange, aber nur 2 cm im Durchmesser breite Tülle. Dabei fehlt ein etwa 5 cm langes Stück von der Spitze, sodaß die ganze Länge 31—32 cm beträgt. Die kleinste ist 14 cm lang, Tülle 6 cm, Blattbreite 3,5 cm. Von denen, die dazwischen liegen, sind drei schlank gezogen. Die eine, auch große, welche mit dem Schwerte zusammen gefunden wurde, werde ich nachher besprechen (Taf. V, 1, 2, 4, 7, 12, 17; Taf. VI, 70).

Zwei Sporen, welche zusammen in Urne 52 gefunden sind (Taf. V, 9 u. 11) haben eine Form, für die ich keine Parallele gefunden habe. Am meisten entsprechen noch die zu Sadersdorf gefundenen (Vgl. Jentsch, Sadersdorf, S. 32, 57 [„bei allen vier sind die Bügelenden nach außen gebogen und zu Knöpfen verdickt] S. S. 69, Abb.) und der bei Voß und Stimming auf Taf. V, 8, 21a u. b abgebildete unserer Form. Unsere bilden einen flachen Bogen von 5,5 cm Sehne. Dieser Bogen, bestehend aus einem gewölbten flachen Eisenstück, ist in der Mitte 1,6 cm breit, um einem kräftigen an der Basis 1,3 cm breiten und 1,8 cm hohen Dorn Unterlage zu bieten. Von der Mitte aus wird aber das Band-

<sup>1)</sup> Vgl. Jentsch, Sadersdorf, Taf. III, No. 1 und S. 111, Fig. 46.

stück nach den Seiten schmaler, bis zu 5 mm, um die Umbiegung, nach oben aufgerollt, nicht zu breit werden zu lassen. Sie mußte aber doch breiter sein, damit der Riemen zur Befestigung des Sporns am Fuße Halt hatte. Die Konstruktion ist durchaus praktisch. Ein Querschnitt im Riemen genügte zur Befestigung des Sporns an demselben.

Ein einziger Schildbuckel nebst Schildfessel ist in Urne 3 gefunden. Der Schildbuckel ist spitz, ähnlich dem auf der Tafel vorgesch. Gegenstände der Provinz Sachsen aus der römischen Kaiserzeit. Er zeigt Spuren einer Bronzееinfassung an dem unteren Rande. Die Schildfessel ist ebenfalls aus Eisen, 21 cm lang und besteht aus dem eigentlichen Griffstück, das 10 cm lang ist, und hat an jeder Seite zwei flache Fortsetzungen, zuerst blattähnlich und dann rund, mit je zwei Löchern zum Festnieten an dem Rande des Schildbuckels. Daß diese Niete von Bronze waren, bezeugt eine Spur in dem einen Loche. Das eigentliche Griffstück ist hohl und halbrund; in der Mitte sind zwei querlaufende Riefen, begleitet links und rechts von je zwei ovalen Linien, die oben spitz zulaufen. Auch zur Abgrenzung gegen die Blattstücke sind auf jeder Seite eine Wulst und Riefelungen angebracht. Die Höhlung des Griffstückes ist jedenfalls als gefüllt, etwa durch ein Holzstück, zu denken (Taf. V, 8 und Taf. VI, 68).

„Messerschärfer“ ist ein Ausdruck, den man so lange gelten lassen muß, bis man die eigentliche Bedeutung der betreffenden Gegenstände in durchschlagender Weise erkannt hat. Es sind 7,5—12,5 cm lange schmale Eisenplatten von etwa 4—6 mm Dicke, die oben in einen Ring auslaufen. Wir haben als deutlich erkennbare 10 aufgehoben. Bei einem derselben ist am Ringe ein kleinerer Ring mit einer Fortsetzung, die einen Niet zeigt, angebracht.<sup>1)</sup> Ich habe auch die Erklärung des Gerätes als Feuerstahl gefunden. Bei der argen Verkrantung lassen sich leider keine Spuren nachweisen weder für die Benutzung zum Messerschärfen, noch für die als Feuerstahl. Vielleicht ist es nur ein Hilfsmittel beim Zusammenschnüren von Ballen, Durchstechen von Riemen, wenn andere fest auflagen usw. Jentsch, Sadersdorf erwähnt ihr Vorkommen S. 139 in „Böhmen, Schlesien, Preußen und der Mark. Anm. 2. „Dies Gerät gehört dem östlichen Germanien an.“ Am wahrscheinlichsten ist es für mich als Seilerwerkzeug zur Anfertigung von Tragnetzen oder dergl.

Durch Feuer amorph gewordenes Silber oder Bronze hat sich nur sehr wenig gefunden, sodaß anzunehmen ist, die Beigaben sind erst nach der Leichenverbrennung den Knochenresten zugelegt.

<sup>1)</sup> Ähnlich Jentsch, Sadersdorf S. 33c.

Nicht ganz selten fanden sich Höhlungen, in denen ein kleinerer Kern locker darinlag. Dieser bestand aus leichter, faseriger Masse; aber ohne mikroskopische Untersuchung war meine Vermutung, daß es Zeugreste seien, nicht zu begründen. Ich habe fünf aufgehoben.

Ziemlich häufig wurde auch Harz gefunden, das mit heller rauchiger Flamme langsam verbrennt und einen nicht unangenehmen Geruch dabei entwickelt. Eine längere Untersuchung darüber findet sich bei Hostmann, Darzau S. 119—125. Es heißt da am Schluß: „In der Mitgabe dieser Spezereien in die Totenurnen scheint demnach kein ursprünglich germanischer, sondern ein erst durch den Handelsverkehr entstandener feralischer Brauch vorzuliegen... Es scheint weiter der wohl beachtenswerte Umstand aus unserer Aufstellung hervorzugehen, daß, während anfangs rein exotische Harze als Beigabe verwendet wurden, man später diese Harze mit einheimischen Substanzen — vielleicht Fichtenharz — vermischte und endlich sich, unter Beibehaltung des alten Herkommens, wenn exotische Harze fehlten, mit ausschließlich einheimischen Erzeugnissen begnügte.“ Bei uns ist Harz außer in Urne 201 und 312, wo wir Tène-Zeit anzunehmen haben, nur in solchen aus römischer Zeit gefunden.

Ein außergewöhnlicher Fund ist es, den ich nun noch zuletzt zu besprechen habe. Als der neu zuzulegende Teil des Gartens eingezäunt werden sollte, stießen die Arbeiter auf der Südseite beim vierten Pfahl von Westen ab nach Osten gezählt auf Eisenspuren. Darauf wurden in Gegenwart des Herrn Försters Riecke bei sorgfältigem Nachgraben ein in der bekannten Weise zusammengewickelt großes Schwert, eine große Speerspitze und verschiedene Eisenstücke ausgegraben, aber von Urnenscherben nur ein ganz kleines graugelbes Stück ohne Verzierung und von gewöhnlichster Art. Das Schwert ist ohne Dorn 0,96 m lang und 6 cm breit. Am Dorn hat ein runder Knauf gesessen, der aber jetzt nur als unförmiges kugelhähnliches Stück vorhanden ist. Die Speerspitze ist 28,5 cm lang und 4 cm breit; die Tülle allein ist 7 cm lang und 2—2,5 cm im Durchmesser. An dem Blatt hebt sich deutlich eine Mittelrippe heraus und nimmt man dazu, daß die Spitze auch hier fehlt, so ist sie auffallend schmal und lang. Die übrigen Eisenreste sind möglicherweise auch solche von einem Schildbuckel, aber im übrigen undeutbar für mich. — Wie ist dieser Fund zu erklären? Es ist später etwa 2 m im Umkreise nachgegraben, soweit wir dazu konnten. Es war vollständig „gewachsenes Erdreich,“ sodaß hier eine vereinzelte Beisetzung stattfand. Aber höchstwahrscheinlich war es nicht einmal eine Bestattung, wie in den übrigen Fällen. Man hat

diese Sachen los sein wollen; ob aus abergläubischer Furcht oder aus Besorgnis vor Ansteckung oder aus anderen Gründen. Mir ist am wahrscheinlichsten, daß man bei der Plünderung von Grabstätten, die man um der Sachen aus Edelmetall willen vornahm, auf deren Spuren ich schon früher aufmerksam gemacht habe, diese Eisensachen als wertlos ansah und dann, um Entdeckung zu verhüten, sie am Wege vergrub. Daher auch die vielen kleinen Stücke, die nicht zusammengehören. Sie stammen von verschiedenen schon bei der Entnahme aus dem ursprünglichen Beigebungsorte vom Roste zerfressenen oder zerstörten Sachen. Jedenfalls gehören sie aber der römischen Zeit unseres Platzes an und waren ihrer Zeit zum größten Teil Eigentum eines hervorragenden Mannes.

### Endergebnis.

Wir haben Bestattungen aus der Zeit vor und aus der Zeit kurz nach Christi Geburt vor uns. Beide Zeiten unterscheiden sich mit voller Entschiedenheit, wenn auch bei dem friedlichen Nebeneinander der Beisetzungen auf ein friedliches Nacheinander geschlossen werden muß. In Beibehaltung eines neuen schon stehend gewordenen Gebrauchs reden wir von der älteren als der Tène-Zeit und der jüngeren als der römischen Zeit. Die Funde der älteren Zeit reihen die Stätte als eine unter vielen in eine größere Menge der Funde unserer Gegend in weitem Umkreis ein. Die Beigaben sind ärmlich, entsprechen der Lebenshaltung, wie wir sie bei so dürftigem Boden für die Bewohner unserer Gegend voraussetzen müssen und bringen in keiner Weise etwas Hervorragendes. Die ältesten Bestattungen waren die am meisten nach Westen d. i. der Kuppe der Bodenwelle zu, auf der unser Friedhof liegt, gefundenen. Als jetzt im Winter 1902/3 die Kiefern in der Längsrichtung der Bestattungen gefällt wurden, ist nach Aussage des Herrn Riecke keine Beisetzung mehr zutage gekommen. Mit den ersten Beisetzungen als gleichzeitig wird aber die erste Ansiedlung am Orte anzunehmen sein. Da auch sonst von früheren Ansiedlungen nur hin und wieder vereinzelt Spuren aus der jüngeren Steinzeit am östlichen Ufer der Elbe entlang gefunden sind <sup>1)</sup> und Funde von einer ihr folgenden, der Hallstattzeit, bis jetzt keine, von der Bronzezeit überhaupt nur wenige

<sup>1)</sup> In Burg habe ich schöne Sachen aus der Steinzeit gesehen, die teils aus Burg selbst (Platz der Artilleriekasernen), teils aus der Umgegend stammen. In Zerbst habe ich im Privatbesitz einen steinzeitlichen Schnurbecher und eine Urne mit Schnurornament gesehen. Ersterer ist leider verschwunden; letzterer für das Städtische Museum in Zerbst gerettet. Beide sollten gefunden sein, als der Platz vor dem Frauentorgottesacker rajolt wurde.

Nachricht bringen, so ist wohl anzunehmen, daß unser Friedhof und die betreffende Ansiedlung erst in der Bronzezeit angelegt sind. Unsere ganze Gegend scheint erst da im großen und ganzen besiedelt worden zu sein. Unser Friedhof erlaubt mit seinen älteren Funden schon ziemlich weit zurückgehen zu dürfen. Wenn man aber im allgemeinen als Ende der Bronzezeit für unsere Gegend etwa 500 v. Chr. annimmt, so bedauere ich eine solche Schätzung, die bloß auf das „etwa“ hin gemacht wird und keine mir zwingend erscheinende Unterlagen hat, als für mich maßgebend anerkennen zu können. Lieber sage ich: Non liquet. — Wo aber lag diese Ansiedlung? Am Wasser. Nähe von Wasser ist die unerläßliche Bedingung für jede Ansiedlung.<sup>1)</sup> Die sogenannte Kuhtränke, ein größerer Teich, der zu Cöthenscher Zeit durch künstliche Stauung für Jagdzwecke noch vergrößert ist, liegt ganz nahe der Ziegelei. Vielleicht hat daher die ursprüngliche Ansiedlung schon auf der Stelle der Ziegelei gelegen, wenn sich auch der Acker, der den Namen Toltenau bewahrt hat, ein Stück hinein in den Wald nach Westen zu erst findet. Ein Kulturbild dieser Zeit, wie es sich aus unsern Funden ergeben möchte, zu entwerfen, darauf verzichte ich. Doch will ich bemerken, daß wir vor der Einwanderung der Slawen, die im sechsten Jahrhundert nach Christo erst erfolgte, als germanische Bevölkerung hier die Semnonen-Sueven finden.

Anders liegen die Verhältnisse in der römischen Zeit unseres Friedhofs. Da ist sicher die unserem Friedhof zugehörige Besiedlung etwas Besonderes geworden, was sie von den übrigen Stätten der Gegend herausgehoben hat. Die Funde sind so reich und weisen auf eine so verfeinerte Lebenshaltung hin, wie sie auf unserem Boden allein nicht erwachsen sein kann. Da muß unbedingt der Ort als Handelsstation in Betracht kommen. Wir werden dann aber zuerst auf die Elbe als Hauptader des Verkehrs in großem Stil gewiesen. Von da ab gingen dann Nebenstraßen nach rechts und links. Die nach den jetzigen Veröffentlichungen für uns am meisten in Betracht kommenden Orte mit überraschend ähnlichen Fundergebnissen sind Darzau im Hannöverschen, Fohrde in Westhavelland und Zahna, Kreis Wittenberg. Wenn nicht geklagt werden müßte, daß gerade Funde aus dieser Zeit am meisten durch Nichtbeachtung und ihre Unterbringung in geringe Tiefe gelitten hätten, so würde man vielleicht jetzt schon Burg, Dessau, Prag, abgesehen von der Mündung der Elbe, mit Sicherheit hier einreihen können und so das Bild vervollständigen.

<sup>1)</sup> Wie töricht, bloß den Slawen dieses Wasserbedürfnis für ihre Ansiedlungen zuzuschreiben!

Unsere Sorge hebt sich heraus unter den ihr am nächsten verwandten Stätten durch die größte Zahl von Waffen. Auch Fohrde hat Waffen, aber weniger. Ich rechne zu den Waffen besonders auch die starken Dolchmesser unseres Friedhofs, die wir in so großer Zahl haben. Da entwickelt sich vor meiner Seele die Sorge-Toltenau zu einer Handelsstation, wo bewaffnete Geleitsmänner auf Wunsch die Karawanenzüge mit ihren Lastpferden auf ihren Saumpfaden ein gut Stück in das Land hinein geleiten, um dann als Lohn allerlei Kostbarkeiten heimzutragen. Sie schauen auch zu und fragen, wann dies und jenes in Metall oder Ton oder Knochen, in Lederarbeit und Flechtwerk, in Weberei und Näherei und anderen Dingen gefertigt wurde. Das wenden sie an, wenn der Sommer vorüber ist und der Kaufmann sein Heim aufgesucht hat, um zur Weihnachtszeit den Seinen mit einem besonderen Geschenk eine Freude zu machen. Auch manches wunderbare Werkzeug lernen sie kennen, wie die feine Säge, womit man aus den Beckenknochen eines Tieres Kämme mit so scharfen Zähnen verfertigen kann. Die Knochenkämme brennen doch nicht so auf dem Haupte im Sommer, wie die von Metall und kühlen nicht so im Winter wie diese. Und dann solch feiner Bohrer, mit dem man ein so langes kleines Loch über der ganzen Zahnreihe lang in den Griff des Kammes bohren kann, wie wunderbar ist doch solch ein Werkzeug! Und noch vieles, vieles andere!

Wenn man dabei aber immer als selbstverständlich voraussetzt, daß alles, was Förderung in der Kultur bedeutet, vom Süden gekommen sei, so möchte ich dem widersprechen. Mir ist da z. B. durch die Güte des Herrn Dr. Olshausen in Berlin die Nachricht zugekommen, daß in Ägypten zwei Hausurnen von dem einen Typus unserer norddeutschen, der allein noch in Dänemark und Schweden vorkommt, gefunden seien. Wer da weiß, wie gerade unsere Gegend nicht bloß den einen Typus hat, sondern aus der Idee der Sache heraus selbständig immer wieder neue verschiedene Typen hervorgebracht hat, dem muß es durchaus widersinnig erscheinen, wenn dieser eine Typus in Ägypten oder der andere auch nur eine in Italien sollte die Anregung für Norddeutschland gegeben haben. Sind denn unsere Altvorderen so wenig selbständig gewesen, daß sie alles bloß aus Nachahmung gehabt hätten?

Auch hier möchte ich mich auf diese Bemerkungen beschränken und das weitere den Leuten von Beruf überlassen. — Die Aufstellung der Sorgefundsachen soll im Zerbster Schlosse erfolgen.

Lindau-Anhalt.

Becker.